Andere Zeiten
andere Menschen.

Roman in vier Bänden.

Von

Moritz Jókai.

Zweiter Band.

Pest,
Druckerei des „Athenäum“.
1869.

Berlin. Verlag von Otto Janke.

Andere liebende Herzen trennte sie wieder derart, daß sie nie, auch nur ein Sterbenswörtchen von einander hörten.

Sie zeichnete den Menschen neue Laufbahnen vor: der Advokat wurde Auditor, der Richter Monturskommissär, der Arzt Chirurg, der Ingenieur Pionnier; liederliche Leute wurden rehabilitirt, glänzende Zelebritäten unter die vergessenen Menschen gereiht.

Wer hätte es gedacht, wer geglaubt, daß eine Frau, die man wie gewöhnlich nur bei ihrem Spinnrocken traf, oder mit dem heiligen Buche in der Hand, in ihrem Garten zwischen den Blumen, oder das blonde Haar ihres Söhnleins kämmend, auf der Gasse mit demüthig gesenktem Haupte, in der Kirche das thränende Auge himmelwärts gerichtet, daß diese Frau im Stande sei, in dunkler Nacht mit der Waffe in der Hand etwas zu erzwingen, was selbst einem Manne zu erzwingen, selten in den Sinn kommt.

Das stack damals im Geiste der Zeit.

Die Alte sprach aber nie etwas über die Geschichte, sie spann und wirthschaftete ruhig in der gemeinschaftlichen Hütte, und hörte geduldig den Prahlereien Anderer zu.

Hätte es einer der Augenzeugen nicht erzählt, so würde vielleicht noch heute Niemand wissen, wie die Geschichte zugegangen.

Der Reiche lernte entbehren, er konnte

nicht zu seinen Einkünften gelangen; Andere wieder gelangten zu so viel Geld, daß sie es nicht los schlagen konnten.

Und erst wenn Jemand etwas Dringendes zu verrichten oder zu erfahren hatte, wie ging es da zu; wer einen Befehl ertheilte, gehörte einer ganz andern Welt an, als Derjenige, der ihn zu vollziehen hatte. Wenn einer mit seiner Angelegenheit an den gehörigen Ort ging, fand er dort eine neue Behörde, die ihn nicht kennen wollte, ging er weiter, um sich zu helfen, so konnte er sierch sein, bei seiner Rückkehr abermals eine andere Behörde zu finden, welche den neuen Standpunkt nicht anerkannte.

Suchte man einen Richter, den man unumgänglich brauchte, so konnte man bald in Erfahrung bringen, daß derselbe sich ungefähr in solcher Nähe befinde, als wäre er bei den Antipoden. Ging man in ein Archiv, um ein Dokument zu suchen, so konnte man sicher sein, daß sich dieses Archiv, auf Wägen gepackt, auf der Reise befindet, daß es wandert von Ort zu Ort, daß es vielleicht noch einzuholen sei, vielleicht auch nicht. . . .

Herr Fertöy verfiel den Unanehmlichkeiten einer solchen bitteren Beschäftigung, als er seine Hand nach der Erbschaft seiner Cousine Judith ausstrecken wollte.

Die Frucht reifte für ihn, und doch konnte er sie nicht pflücken.

Ueber das Schicksal des Testamentes war nichts zu erfahren.

Ist es bei der großen Feuersbrunst verbrannt, hat es Jemand gerettet, dies zu erfahren war eine an die Unmöglichkeit grenzende Aufgabe.

Fertöy konnte selbst in die belagerte Stadt nicht hinein.

Er hatte daher seinen Freund Bársing bewogen, sich als Kourier in die Festung senden zu lassen, und bei dieser Gelegenheit nach dem Testamente zu suchen.

Herr Bársing betrieb zu dieser Zeit jenes räthselhafte Handwerk, welches mit sehr wenig Geräusch, aber mit umsomehr Erregungen und Abwechslungen verbunden ist, und welches im Falle des Gelingens sehr gut bezahlt — wenn es aber mißlingt, auf sehr kurzem Wege geahndet wird.

Es ist ein altes Axiom der Kriegswissenschaft, daß Derjenige der beste Spion sei, welcher beiden Parteien zugleich Dienste leistet. Welche er dann besser bedient, bleibt sein Geheimniß. Vielleicht bedient er Beide gut. Dies gilt im Krieg sowie im Frieden.

Herr Bársing befaßte sich außer den Landesangelegenheiten auch mit Privatangelegenheiten.

Er diente gerne den Lieferanten mit den nöthigen Auskünften, und ging ihnen an die Hand, natürlich gegen gute Perzente.

Herr Bársing mag über die Gefahren, gegen die er anzukämpfen hatte, um in die Festung zu gelangen, erzählt haben was er wollte, so viel steht jedenfalls fest, daß ihm weder beim Kommen, noch beim Gehen jemals ein Haar gekrümmt wurde.

Was er jedoch in der Testamentsangelegenheit in der verwüsteten Stadt erfahren konnte, hatte für Fertöy wenig Tröstliches.

Er fand zwar den alten Archivar, welcher ebenfalls eine Marktbude auf der Zigeunerwiese bewohnte, was er jedoch von diesem erfahren konnte, war weniger beruhigend, als was er früher wußte.

Bei der großen Feuersbrunst hatte man einige wichtigere Dokumente schnell in eine eiserne Truhe gepackt und dieselbe versiegelt einem jungen Komitatsbeamten übergeben. Dieser hatte die Truhe auf einer Platte nach Neßmély gebracht, von dort ging er während der Retirade weiter, und nahm die Truhe mit sich . . . Wo er dann hingekommen? . . . Was er mit den Dokumenten gemacht? davon wußte Niemand. Möglich, daß er sich irgendwo unter einem falschen Namen verborgen, möglich, daß er mit den ungarischen Truppen herumzog, oder daß er, hart bedrängt,

die eiserne Truhe zurückließ und die Schriften in die Winde zerstreute, oder daß er dieselbe vergraben, oder in die Donau geworfen hatte; es ist auch möglich, daß er sie noch immer behütet, es gehört aber auch nicht zu den Unmöglichkeiten, daß sich das Testament gar nicht unter den geretteten Schriften befindet.

Diese ungewisse Nachricht war schlechter, als die schlechteste Gewißheit.

Denn wenn das Testament verbrannt wäre, so könnte sich ein kluger Mensch noch helfen; wenn es aber vorhanden ist, wie es aufzufinden?

Auf diesem Wege konnte daher Bársing seine Forschungen nicht mehr fortsetzen; denn wenn sich der Hüter des Dokumentes bei der Armee befand, konnte er ihm dahin nicht folgen. Er hatte gute Gründe, sich von dieser in hübscher Schußweite zu halten.

Einst begegnete Bársing in Debreczin einem alten Bekannten, dessen Namen er jedoch vergessen hatte.

Dieser war auch einer der Beisitzer des „Tisches der öffentlichen Meinung."

So wurde nämlich ein großer, runder Tisch im Kaffeehause der Herrengasse genannt, an welchem sich alltäglich Morgens Redakteure, Kritiker, Advokaten, Aerzte und sonstige Zelebritäten einzufinden pflegten. An diesem Tische las Pußtafi seine zündendsten Gedichte vor, welche niemals im

Drucke erschienen, hier wurde über Louis Blanc, Michelet, über die Volkssouverainetät debattirt; hier hielt ein junger Mann mit stark pochendem Herzen hinreißende Reden; hieher kamen Vizegespäne, Reichstagsredner, spätere Minister, ihren Imbiß einzunehmen; hier floß allabendlich eine lebhafte Diskussion über Klassizismus und Romantik; von hier aus gingen Beifall und Zischen zuerst gegen die Helden und Opfer der Bühne, dann der Rednertribüne und des Schlachtfeldes; deshalb wurde jenem runden Tische der vielsagende Name: „Tisch der öffentlichen Meinung“ beigelegt. Viel Tragikomisches und Komisches jener Zeit nahm seinen Ausgang von diesem Tische.

Diejenigen, die sich dort jeden Tag zu begegnen pflegten, kannten einander persönlich sehr wohl, ohne daß sie gegenseitig nach den Namen geforscht hätten. Es bildete sich mit der Zeit eine Art Kollegialität unter ihnen heraus. Die Theilnehmer hielten die Versammlung für eine ordentlich konstituirle Körperschaft.

Herr Bársing machte hier die Bekanntschaft eines kleinen, lahmen Jünglings, der an dem Tische der öffentlichen Meinung ordentlichen Sitz hatte, den die Uebrigen Doktor titulirten und für einen guten Jungen hielten, der ein kühner Sozialist war und außerdem, so oft er Gelegenheit fand, den Hörern der Tafelrunde den Einfluß der

Chemie auf die National-Oekonomie eindringlich demonstrirte.

Wir sind dieser kleinen Figur schon zwei Mal begegnet; ein Mal, als er an jenem denkwürdigen Tage Judith den Regenschirm anbot; das zweite Mal, da er als Zeuge bei der Trauung Judith's und Béla's anwesend war. Es ist unser Freund Melchior Glanz.

Wir dürfen ihn in Wahrheit unsern Freund nennen, denn er ist ein wackerer Junge. Eine gerade Seele in einem gebrochenen Körper.

Wozu ist im Leben ein krummer Mensch gut, den im zarten Alter die Amme fallen ließ und der nun wegen des einmaligen Falles das ganze Leben hindurch hinken muß.

Spielen andere Kinder, so muß das lahme Kind seitwärts sitzen und dem Spiele zuschauen, theilnehmen darf es nicht daran. Wenn das junge Herz mächtig pocht im Sturm der Gefühle, wenn die Genossen nachjagen der Liebe des Weibes, so muß er zu Hause sitzen; er wird niemals Tänzer, niemals Herzensstürmer werden — er ist lahm. Und eröffnet sich das Feld männlicher Thaten, und streifen Arm und Herz des Mannes den Starrkrampf der Lethargie ab, da stürmen die Uebrigen dem Rufe der Kriegsposaune nach, offen liegt vor ihnen der glänzende Pfad des Ruhmes; er aber muß zu Hause bleiben, aus

ihm kann kein Krieger werden — denn sein Fuß ist gelähmt.

Kann man also den lahmen Menschen durchaus nicht benützen? Konnte die stiefmütterliche Natur es nicht so einrichten, daß sie dasjenige, was sie den Füßen vorenthält, durch das Gehirn ersetzt? Konnte sie ihm nicht Flügel, Flügel des Geistes verleihen?

War Tamerlan nicht ebenfalls lahm, und kämpfte er nicht trotzdem gegen eine ganze Welt? Und war Byron nicht lahm, und kämpfte er nicht trotzdem gegen die Götter selbst?

Die Welt war aus den Angeln gehoben; jeder Mensch kämpfte mit anderen Waffen, als worin er geübt war. Melchior fühlte sich zu Anfang des großen Jahres unsäglich verlassen, wenn er jeden Morgen ganz allein an dem „Tische der öffentlichen Meinung" saß und nur selten einen Nachbar fand, der ihm eher zum Gehen als zum Bleiben Anlaß gab.

Seine einzige Freude bestand darin, daß er jeden Nachmittag Judith besuchte und ihr erzählte, was er in den Zeitungen las.

Judith hatte lange von Béla nichts gehört. Das hatte seine natürlichen Ursachen.

Melchior sah, wie das schöne junge Gesicht täglich bleicher wurde. Eines Tages sagte er zu Judith:

— Geehrte Frau, Sie sind krank, warum lassen Sie sich nicht heilen?

— Für mein Leiden gibt es keinen Balsam.

— Aber ich weiß, daß es, und wo es einen gibt; ich werde ihn auch holen. Das Heilkraut für Sie wächst in Béla's Fußspuren. Ich gehe, um Béla aufzusuchen und bringe Ihnen Nachricht von ihm.

Judith lächelte zu diesen Worten, und Melchior wäre für dieses Lächeln auch in den Mond gereist.

Er ließ sich eine Krücke machen, die innerlich hohl war, und plötzlich verschwand er aus der Stadt.

Nach Wochen kam er wieder zurück. Wo er war, was er ausgerichtet — das sagte er Niemanden. Sein Fach war die Augenheilkunde, und so erzählte er, er habe Jemanden auf dem Lande den grauen Star gestochen.

Judith war nun nicht mehr so blaß. Von Béla erhielt sie nun auch Briefe, welche alle in der hohlen Krücke des kleinen Lahmen angekommen waren.

Herr Bársing traf also an einem Tage mit Herrn Melchior Glanz auf dem hölzernen Trottoir Debreczins zusammen.

— Ah, guten Tag, Citoyen, was bringt Sie hieher?

Melchior wollte sich nach einem flüchtigen

Grusse losmachen; allein Herr Bársing ergriff so sehr die Freude des Wiedersehens, daß er ihn nicht davon ließ, sich an seinen Arm hing, und ihn überall hinbegleitete, wo er nur gehen wollte.

— Ich bin nach Siebenbürgen zu einem großen Herrn gerufen — log Melchior — ich kam hieher, um mir einen Paß zu verschaffen.

— Den werde ich Ihnen ermitteln. Wie lange bleiben Sie dort?

— Bis ich vom Erfolge meiner Operation überzeugt sein werde.

— Und gehen Sie von hier dann wieder nach Pest? Wie steht es dort . . ? Sprechen Sie.

Melchior's kluges Auge hatte es schnell eingesehen, daß eine übertriebene Zurückhaltung nur Argwohn erwecken würde, deshalb erzählte er mit großer Offenheit allerlei Geschichten, unter dem Siegel des Geheimnisses, welche man theils in den Blättern lesen konnte, oder welche er soeben erst erdichtet hatte.

Bársing ließ ihm so lange keine Ruhe, bis er sich von ihm in seine Wohnung schleppen ließ. Zu jener Zeit war es ohnehin schwer, in dem großen kalvinischen Jerusalem ein Nachtquartier zu bekommen, denn jedes Winkelchen war bereits überfüllt von berühmten Männern und ihren Angehörigen.

— Was wissen Sie, Citoyen, von den Mitgliedern des „Tisches der öffentlichen Mei-

nung;" — von den guten alten Kameraden; wo ist Pußtafi? wo Lávay? wohin ist der kleine Stotternde gekommen?

Melchior erzählte, was er wußte, und auch Manches, was er nicht wußte.

— Sie waren schon öfters hier, nicht wahr? . . Gut, gut, ich weiß schon, das ist ein Geheimniß, werde es auch Niemandem verrathen. Als ich Sie in Pest kennen lernte, gingen Sie noch ohne Krücke! . . .

— Mein Fußübel hat sich seitdem verschlimmert.

— Ich weiß und glaube es. Mit der Krücke ist es leichter zu gehen. Doch, wie leicht diese Krücke ist, als wäre sie inwendig hohl. Mit einer solchen hohlen Krücke könnte man Jemandem gute Dienste leisten. Darin hätten verschiedene Berichte und Landkarten Platz! Nicht wahr? Ha ha ha! . . . Ich weiß übrigens von Nichts und habe über Nichts gesprochen. . .

Melchior lachte, wie Einer, dessen Räthsel man gelöst hatte.

— Darin hat genug Platz.

— Und Niemand kann auf das Geheimniß kommen.

Hierauf lachten Beide.

Bársing war über die Aufrichtigkeit seines

Gastes entzückt, und machte den Vorschlag, einander zu dutzen.

— Du bist ein großer Schelm. Du steigst nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch anderswo herum. Warst Du noch nicht bei der oberen Armee?

— O! wie oft schon.

— Hast Du dort nicht einen Komitatsbeamten gesehen, der mit einer großen, versiegelten eisernen Truhe der Armee nachzieht?

Melchior dachte ein wenig nach, und antwortete, daß er ihn gesehen habe.

— Könntest mir einen großen Dienst erweisen, Brüderchen. Wenn Du wieder hingehst und den Mann triffst, versuche es, aus ihm herauszubringen, ob unter den Schriften, welche beim Brande gerettet wurden, sich nicht etwa ein Testament befinde, welches ein gewisser Hargitay dort deponirt hatte?

Melchior gerieth über diese Worte in Zorn. Er kannte ja seit lange schon das Geheimniß dieses Testamentes, was jedoch Bársing nicht ahnen konnte . . . Mit der Freundschaft war es plötzlich aus.

— Mein Herr, geben Sie mir meine Krücke zurück. Danke Ihnen für's Quartier; ich werde Ihnen zu keiner Intrigue die Hand bieten, welche gegen Lávay und dessen Gattin gerichtet ist! .

Nach diesen Worten entriß er seine Krücke

den Händen Bársing's und ließ ihn als Beute seiner eigenen Verwunderung zurück.

Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß man auch im Denken lesen könne.

Bársing sah dem davon eilenden Lahmen durchs Fenster nach, und drohte ihm mit der Faust: Das sollst Du noch bereuen.

Melchior verließ Debreczin noch an demselben Abend.

— — — — — — — — —

Es gilt vor den akademischen Gelehrtem der Kriegswissenschaft als eines der wichtigsten Probleme, wie zwei an verschiedenen Punkten operirende befreundete Feldherren einander über die einem Dritten vorzubereitenden Ueberraschungen sich verständigen können.

Der menschliche Geist hat Vieles in dieser Gattung erfunden, ohne sich erschöpft zu haben.

Tamerlan ließ die Nachrichten, die er von einem Ende Asien's nach dem anderen sendete, auf den glattrasirten Kopf des Boten schreiben; auf dem langen Wege wuchs diesem das Haar und verdeckte die Schrift; an Ort und Stelle angekommen, wurde das Haar kurzgeschnitten, und man konnte die Schrift lesen. — Ali Telepenti sandte aus Janina seinen Bundesgenossen Nachrichten, welche er auf gesottene Eier mit chemischer Tinte geschrieben hatte. Von Außen war nichts sichtbar, als man jedoch die harte Schale zer-

schlug, war die Schrift auf der inneren Haut sichtbar. Auch ist es historische Thatsache, daß der russische General Sch. . . bei der Belagerung Silistria's zum damals sehr in der Mode gewesenen Expediens der Klopfgeister griff, um geheime Kriegsoperationen zu erfahren.

Ein um so größeres Verdienst ist es, solche Nachrichten pünktlich zu überbringen, je größer die Hindernisse, je verwickelter die Situation und brennender die Gefahr ist, durch welche sich der Betreffende durchzuwinden hat, wenn überhaupt auch der Feind geschickt und wachsam ist.

Der beängstigendste Fall ist, wenn die Nachricht gerade in die Hände des Feindes geräth! Darum pflegt man dafür zu sorgen, daß selbst in diesem Falle der Feind den Inhalt nicht verstehe.

Die einfachste Nachricht wäre freilich die wörtliche, weil sie in der Zunge des Boten verborgen ist! Wie, wenn es aber dieser Zunge einfällt, zum Verräther zu werden! Es gibt große Dinge, die man der Ehre eines Einzelnen nicht anvertrauen kann.

Man benützt daher eine geheime Schrift hiezu.

Es gibt verschiedene Gattungen von geheimen Schriften, es gibt aber auch verschiedene Menschen, deren Aufgabe es ist, diese Schriften lesen zu können; solche Leute sind sehr geübt und schlau. Sie drehen und wenden die Worte so lange, bis sie endlich den Schlüssel gefunden.

Eine jede Sprache hat kleine, aus zwei, drei Buchstaben bestehende Wörter, als da sind „und“, „der“, „ja“ u. s. w.; nur eines dieser allein stehenden Wörtlein ist zu errathen, und man hat den Schlüssel.

Es gibt aber auch eine Gattung der Geheimschrift, deren Schlüssel, trotzdem daß er sehr einfach, nicht aufzufinden ist.

Die Buchstaben des A-B-C werden zweimal niedergeschrieben, in gleichen Zwischenräumen, auf zwei separate Papierstreifen.

Das Wort, welches den Schlüssel zu solcher Schrift gibt, wissen nur ihrer Zwei, der Aufgeber und der Empfänger, der Bote selbst hat keine Idee davon, und geriethe er auch in Feindes Hände, so hat doch der Feind keinen Nutzen.

Wenn man nun z. B. das Wort H e l i o n als Schlüssel gebraucht, und bei dem oben beschriebenen doppelten Alphabet anwendet, kann man aus folgenden Buchstaben:

„nacut zb klbvlblznczju cbkíxnoa“ — den ungarischen Satz herausbringen: „Guyon, der neue Festungskommandant, ist auf dem Wege“; ohne jenen Schlüssel bleibt aber das Ganze ein sinnloser Buchstabenhaufe.

— — — — — — — —

An einem späten Märzabende humpelte ein simpler Bauernwagen in eine jener Ortschaften,

welche der weltberühmten Festung Komorn gegenüber am andern Ufer der Donau liegen. Diese Ortschaft stand unter sehr guter Kontrole.

Ein erfahrener alter Douanier hatte die Reisenden zu durchsuchen. Seine langjährige Uebung hatte ihn mit all' jenen Schlichen und Kniffen bekannt gemacht, welche gewisse Leute zu gebrauchen pflegen, um bei Ueberschreitung der Grenze die Augen der Behörde zu blenden. Pudel mit doppeltem Fell, deren oberes feine Spitzen birgt, Säuglinge aus Blech, worin man Spiritus schwärzt, Fässer mit doppeltem Boden zum Transporte von Pulver, Stiefel mit Doppelsohlen, worin man Briefe verwahrt u. s. w. sind für unsern Douanier lauter längst bekannte Erfindungen, welche für ihn gar keinen Werth hatten; er durchkreuzte die Absichten eines Jeden.

Der erwähnte Bauernwagen hielt vor dem Paßvisirungsamte. Ein kleiner, hinkender Mann kletterte aus demselben, welcher mit großem Selbstvertrauen sich der Durchsuchung unterwarf; nur schien er auf seine schwarzlackirte Krücke besonders eifersüchtig zu sein.

Der Douanier durchsuchte den Reisesack, und fand nichts Verdächtiges. Der Reisende aber kehrte mit rascher Bereitwilligkeit seine Säcke heraus, übergab seine Brieftasche und hatte währenddem seinen Krückenstock an einen Stuhl gelehnt.

Den Augen des Douaniers begann diese Krücke sehr zu gefallen.

Er nahm sie in die Hand, und lächelte still dabei.

— Leicht, sehr leicht . . . als wäre es inwendig hohl! . . .

Bei diesen Worten blickte er durch seine Brillen scharf in die Augen des Reisenden.

Der Reisende war Melchior.

Er antwortete ruhig:

— Ja, die Krücke ist inwendig hohl . . .

— Zu welchem Zwecke ist sie ausgehöhlt worden? — frug der Douanier mit grausamem Seitenblicke auf Melchior.

Dieser näherte sich ihm und flüsterte leise:

— Nicht so laut, mein Herr, ich halte mein Geld darin. Denn wer mich immer auf dem Wege ausrauben möchte, so würde er mir doch meine Krücke lassen.

Der Douanier lachte über den Einfall.

— Der Stock ist wohl zum Auseinanderschrauben?

— O ja. Wenn man oben die Krückenlehne und unten die Messingkapsel herabschraubt, so legt sich das Ganze wie ein Etui auseinander.

— Wollen Sie so gefällig sein, es mir zu zeigen?

Melchior war allsogleich bereit und legte

den Stock auseinander; es fielen zehn Stück Hunderter=Noten heraus, sonst nichts.

Die Hunderter waren alle schön neu und nur wenig zerdrückt.

Der Douanier sagte mit großer Bonhomie, daß es ein guter Gedanke sei, das Geld im Stocke zu verbergen; er machte sich übrigens anbötig, die zehn Stück Hunderter bei der Hauptkassa auf einen Tausender einzuwechseln, dann werde das Geld noch leichter zu verbergen sein.

Melchior dankte und ging den Vorschlag ein.

Die Hunderter waren dem Douanier verdächtig.

Nicht als wären sie falsch, sondern es könnte etwas auf deren Rückseite geschrieben sein, denn manches Papier, das ganz weiß zu sein scheint, verbirgt eine Schrift, die über Leben und Tod entscheidet; die Buchstaben kommen und verschwinden wie auf einen Zauberschlag.

Es gibt jedoch erfahrene Männer, die mit ihren chemischen Reagentien selbst dem leeren Blatte sein Geheimniß entreißen.

Melchior wurde bedeutet, er möge im Gasthause warten, bis man seine Hunderter gewechselt. Es sei übrigens ohnedies schon zu spät, um einen Vorspann zu bekommen.

Melchior ging auch auf dieses ein und ließ

sich im Gasthause ein Zimmer geben. Wenn er aus diesem Zimmer durch's Fenster auf die Gasse oder durch die Thüre auf den Gang hinausblickte, so konnte er hier und dort Finanzwächter in grauen Mänteln gewahren, die vielleicht zu ihrer eigenen Unterhaltung auf und ab gingen.

Diese Leute kümmerten unsern Melchior gar nichts. Er konnte ja ruhig sein. Auf dem Rücken der Hunderter stand nichts geschrieben, somit konnten sie auch nicht verdächtigt werden.

Wo hat er aber dann die ihm übergebenen Nachrichten hingethan?

Er hat sie im Gehirn aufbewahrt, indem er sie auswendig lernte.

Einen ganzen dichtgeschriebenen Brief, bestehend aus solchen Worten: „nacut zle klobl-blzn-crjn ebkix noa" hatte er einstudirt und nicht einen Buchstaben davon ausgelassen. Dann verbrannte er den Brief.

Dies war keine kleine Arbeit.

Wir haben jedoch bereits erwähnt, daß die Natur dem Lahmen im Kopfe das ersetzt hatte, was sie ihm am Fuße nahm. . . .

Das Nachtmahl wollte Melchior im gemeinschaftlichen Speisesaale nehmen. Kaum konnte er Platz bekommen, der Saal war voll mit meistens bewaffneten Gästen. Mit harter Mühe hatte man ihm Platz gemacht.

Mit dem Nachtmahl ging es sehr knapp her.

Früher angekommene Gäste, mit vortrefflichem Appetit, hatten alles Eßbare aufgezehrt. Es war nur noch die Wahl zwischen Brod und Käse.

— Haben Sie weder Hühner, noch Gänse, oder sonstiges Geflügel im Hause? — frug Melchior den sich fortwährend entschuldigenden Wirth.

— Was man in der Frühe bringt, das geht bis zum Abend auf. Es bleibt uns nichts am Halse.

— Tauben haben Sie auch nicht?

— Tauben? — sagte der Wirth, den Fragenden scharf betrachtend, — auch diese sind schon alle aufgegangen. Keine einzige mehr am Boden

— Und doch sehe ich in jenem Käfig, dort an der Wand, deren gegen sechs Stück.

— Ach, Herr, das sind theure Tauben mit Pfauenschwanz; sehen Sie? Ich halte sie nur der Rarität wegen im Zimmer.

— Vielleicht „können sie sogar sprechen?"

Auf dieses Wort lüftete der Wirth seine Mütze und sagte:

— Ich würde keine billiger als um zehn Gulden geben.

— Ich aber gebe die zehn Gulden, denn mich hungert. Zum Henker, ich muß Braten haben!

Die übrigen Gäste lachten darüber, fanden es aber schließlich doch nicht für gar so sonderbar.

Es gab unter ihnen Manchen, der während des Feldzuges zehn Gulden für eine Schüssel Kukuruzbrei gab. Hungrige Leute zahlen gut.

Der Wirth hielt die flache Hand hin, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Melchior aber nahm aus seiner Börse eine Zehn=Gulden=Note und reichte sie ihm hin.

Auf die Reversseite dieser Note war die ganze Nachricht mit kleinen Buchstaben, die mit feinem Bleistifte geschrieben waren, verzeichnet.

Melchior hatte sie während der Zeit geschrieben, die er zum Waschen benützen sollte.

Der Wirth nahm sogleich eine der Tauben aus dem Schlage, und zwar eine der schönsten, mit schillernden Federn, fächerartigem Pfauenschweif, schneeweißen Flügeln und schönem, klugem und schlanken Kopfe. Wie schade, diese Taube zu tödten.

— Wird diese gut sein? — frug er Melchior.

— Nur rasch, denn der hungrige Magen vertreibt alle Sentimentalität.

Der Wirth trug darauf die Taube in die Küche; dort band er im Dunkeln die erhaltene Banknote mittelst einer feinen Schnur der Taube unter die Flügel, dann streichelte er sie, liebkoste sie und hielt sie zum Fenster hinaus.

Die Taube hob den Kopf in die Höhe, schlug einigemale wie versuchsweise mit den Flügeln schwang sich hierauf rasch empor und schoß dann

pfeilschnell über den Strom den verstümmelten Stadtthürmen zu.

Der Wirth schaute ihr nach, so lange er sie im Auge behalten konnte, dann stieg er vom Balken herab, holte eine andere Taube und ließ sie braten; als sie zubereitet war, setzte er sie Melchior vor.

Jetzt wußten aber bereits alle Anwesenden um den Spaß, daß nämlich die Taube ausgetauscht wurde.

Dem Wirth wurde die Sache unangenehm, und er beschloß, die Leute irre zu führen. Wie in einer Anwandlung von Großmuth nahm er eine Zehn-Gulden-Note aus der Tasche, reichte sie Melchior hin und sagte:

— Damit der Herr nicht glaube, daß man in diesem Wirthshause betrogen wird, so möge der Herr wissen, daß ich nicht die Taube mit dem Pfauenschweif gebraten habe, sondern eine andere, die nur zwei Zwanziger kostet; hier sind Ihre zehn Gulden.

Jedermann war von der Gewissenhaftigkeit des Wirthes hingerissen. Melchior reichte ihm die Hand, die Jener herzlich drückte.

— Die Taube, die „sprechen kann“, ist also gut aufgehoben? — fragte Melchior mit besonderem Nachdruck.

— Ja wohl Herr, sie ist gut aufgehoben, — versicherte der Wirth.

Melchior verblieb noch eine Weile in der Stube, begab sich dann auf sein Zimmer und ging zu Bette.

Zeitlich Morgens suchte ihn der Zollkommissär auf und gab ihm lächelnd die tausend Gulden zurück.

— Sie können weiter reisen, mein Herr, es ist Alles in bester Ordnung.

— Es freut mich, — entgegnete Melchior.

Er wußte, weshalb er sich eigentlich freute.

Ein „altes Haus“.

Mir ist's, als wär' ich ein Taucher, der auf dem Meeresgrunde sich bewegt; dort oben tobt vielleicht der Sturm; Himmel und Meer umarmen einander, und märchenhaft riesige Ungethüme schlagen mit ihren Fittigen auf einander los; vielleicht mengt auch eine menschliche Stimme sich in des Sturmes Brausen; Kanonendonner, das Krachen zertrümmerter Mastbäume und gescheiterter Galeeren, der Todeschor der Mannschaft untergehender Schiffe? . . . Hier unten ist Alles still; der Taucher sammelt die Muscheln, worin die Perlen wachsen; er wandelt zwischen den Thierpflanzen des Meergrundes, und erst, wenn er im Walde rother Korallen einen zerbrochenen Anker, eine im Moos versenkte Kanone findet, oder einen Todten, dessen Züge ihm bekannt vorkommen, erst dann denkt er an das, was über ihm vorgeht, und bis er wieder an die Oberfläche taucht, um frische Luft einzuathmen,

hat der Sturm vielleicht ausgetobt und ist wieder Alles glatt und ruhig. Der sieghafte Sturm ist weiter gezogen, das besiegte Meer hat sich beruhigt — was zertrümmert wurde, ist untergegangen . . .

Wieder befinden wir uns in der eingeäscherten Stadt; jetzt aber sehen wir die Ruinen nicht mehr, denn Frühling ist's und die Bäume stehen voll Blüthen.

Jedes Haus ist mit Gärten und Bäumen umgeben; ein weißer und rosiger Blumenwald verhüllt die russigen Balken, und auf den Mauern sprießt grünes Gras.

Und als ob die Pracht, welche die Natur ausgegossen, nicht genügen würde, sind die geborstenen Mauern noch mit Fahnen und Maibäumen ausgeschmückt; diesesmal waren es die Freudenzeichen wiederkehrenden Schaffens, nachdem die Zerstörungswuth vorübergetobt.

Die ganze Stadt bildet einen Garten; die Straßen sind durch Bomben aufgeackert und mit Eisensplittern besäet; die offenen Plätze sind mit grünender Hafersaat bedeckt.

Auf einem der Hauptplätze stand ein alter Akazienbaum; eine Bombe spaltete ihn entzwei und bohrte sich in denselben ein. Der Baum trieb trotzdem Blüten, und Jemand hat gerade in die Oeffnung der eingekeilten Bombe die Stange der Trikolore gesteckt.

Die Kinder kletterten auf die blühenden Bäume und die russigen Mauern, dort jubelten und sangen sie.

Ein einziger Thurm blieb wie durch ein Wunder verschont; die Kirche aber war abgebrannt, und es kostete viele Mühe, in den Glockenthurm zu gelangen; gleichwohl wurde seit frühem Morgen zum Feste geläutet — aber vielleicht war es nicht einmal ein Festtag.

In den Straßen wogte die Volksmenge, wie am Frohnleichnamstage, und alle Welt kannte einander, und Niemand hatte eine Klage oder Beschwerde, und fragte man Einen: „Was Neues?" so war die Antwort: „Sehr gut".

Das war der Tag, an welchem die Entsatzarmee ihren Einzug hielt. Wer vermöchte aber Traumgesichte treu wieder zu geben? Der erste Reiter, der über die Brücke sprengte, wurde mit einem Regen von Blumenkränzen überschüttet. Dann die Musikbande, welche die seit Langem unterdrückte, im Geheimen gesungene Weise spielte; die Soldaten, die bei Trommelwirbel mit glänzenden, freudestrahlenden Gesichtern, aber zerrissenen Kleidern die Ruinen entlang marschirten; die Freude der Väter, Mütter, Geschwister und Geliebten, die ihre Theueren wieder erkennen; das selbstvergessene Toben und Jauchzen,

das von jeder Mauer herabtönt; das Bild, welches die gebräunten Gesichter, die Bekannten, die sich unter die Truppe gemengt; die Damen, welche die Fußspuren der Soldaten küssen, die Mädchen, die sich vor die Rosse werfen — wer kann dieses Bild beschreiben? Es führt zum Wahnsinn.

Eine andere Feder, eine andere Hand, ein anderer Geist, eine andere Luft ist nöthig, um dies verständlich zu machen.

Alter Schmerz ermahnt meine Hand, fieberhafter Schwindel meinen Kopf, die Sorgen langer Jahre ermahnen mein Herz, und langjährige Erfahrungen meine Feder, ruhig zu schreiben, denn aufregende Sachen taugen nicht für den kranken Mann.

Fort daher mit dem aufregenden Bilde; es ist ohnehin schon längst vorüber.

Fern von dem Lärm der Hauptstraßen, in jenem Winkel der Stadt, welchen das Feuer nicht eingeäschert, stand zu jener Zeit ein Haus von alterthümlicher Bauart. Es wurde zu Zeiten des französischen Krieges erbaut. Die Fenster sind mit eisernen Gittern versehen, und die Vorhänge sind herabgelassen. An dem Thore ist das Zeichen der Salve guardia kaum mehr sichtbar. Zu beiden Seiten des Hauses waren Gärten angelegt, deren Obstbäume ihre dürren verstümmelten Aeste über die Umzäunung hinausstrecken.

Dieses Haus gehört dem alten Major Kolbay.

Der Alte ist noch immer das „alte Haus." Sein Haus schmückt keine Fahne; wenn auch Alles sich zum Fliegen anschickt, so steckt doch aus seinem Hause kein Mensch den Kopf auf die Straße; die Fenster seines Hauses sind nicht geöffnet; nicht einmal von den Bäumen seines Gartens fielen Blumenblätter auf die Straße, als der Zug vorüberging. Thor und Fenster blieben geschlossen.

Dieses Haus brannte nicht ab, und Kolbay entfernte sich nicht daraus während der ganzen Dauer der Belagerung.

Seine Nachbarn verließen sämmtlich ihre Häuser, denn am meisten war dieser Theil von den Bomben bedroht; er selber bekam keinen Dienstboten, der die Schrecknisse des dortigen Aufenthaltes hätte ertragen können, dennoch verließ er nicht das Haus.

Vierzehn Bomben fielen in Hof und Garten; keine einzige zündete, sie richteten nur an den Bäumen Schaden an. Wer sich manchmal dahin verirrte, konnte sehen, wie der Alte die von den Bomben verletzten Baumzweige absägte und die Wunden mit Lehm verklebte.

Einige seiner alten Freunde besuchten ihn, um ihn zu bewegen, daß er das Haus verlasse und in die Festung ziehe.

Diese fanden ihn zur Nachtzeit am Fenster, wie er mit großem Entzücken die feurigen Geschosse betrachtete.

„Sie schießen herrlich", pflegte er dann zu seinen Bekannten am Fenster zu sagen.

Wenn eine Bombe oben in der Luft platzte, so machte er die Leute aufmerksam, sich auf die andere Seite zu stellen, weil die Splitter nach allen Richtungen hin flogen; er selbst aber entfernte sich nicht vom Fenster.

Brachte dann Jemand vor, daß es denn doch gut wäre, wenn er das alte Eulennest verließe, dann unterbach er ihn rasch mit den Worten: „Die Kriegswissenschaft ist eine schöne Wissenschaft."

Darauf schlug er den Bekannten das Fenster vor der Nase zu, ließ die Vorhänge herab, und stand um keinen Preis mehr Rede.

So durchlebte der Mensch der alten Zeit die Vorgänge der neueren Zeit.

Als sich der Lärm des Einzuges gelegt, näherte sich vom Festungsrayon her ein junges Paar dem verschlossenen Hause: eine schöne, junge Dame am Arme eines hübschen Offiziers. Die Dame klammerte sich mit beiden Händen an den Arm ihres Begleiters und schien ebenso zu flattern, wie das leichte Tuch, welches der Offizier am rechten Arme trug. Es war heiß — drinnen und draußen.

Als sie vor das Kolbay'sche Haus gelangten, legte die junge Dame ihre zarten Finger auf die Lippen, womit sie ihrem Begleiter Schweigen gebot, und schaute dann durch die große Spalte, welche am Thore gähnte, in den Hof; nach einer Weile langte sie nach dem Klopfer und klopfte stark an das Thor.

Sie mußte jedoch noch zwei Mal klopfen und zwei Mal hineinspähen, bis drinnen eine mürrische heisere Stimme frug: „Na, wer ist's, was will man?"

— Ich bin es, — sagte die Dame mit wohlklingender neckischer Stimme, — ich bin es, Seraphine!

— Das ist was Anderes — brummte drinnen etwas besänftigter der zahnlose Löwe, und bald hörte man seinen schweren, schleppenden Tritt und das Kreischen des Schlüssels im rostigen Schlosse. Als das junge Paar durch die geöffnete Thüre verschwand, fiel dieselbe von selbst zu; Kolbay hatte sich das schon so eingerichtet.

Der alte Invalide betrachtete sich den jungen Offizier, welcher in seinem rothbeschnürten braunen Attila mit goldenem Kragen, worauf die Abzeichen eines Obersten angebracht waren, vor ihm stand.

— Ich habe die Ehre, meinen Bräutigam vorzustellen, — sagte Seraphine kurz und bündig und schmiegte sich dem steifen alten Herrn näher an.

— Ich bitte, ich bitte . . sprach dieser abwehrend . . . berühren Sie meine Schulter nicht, verursacht mir Schmerzen. . . Auch meine Hand nicht, schmerzt mich auch. . Sie wissen ja, daß mir alle Glieder wehe thun. Sind alte Wunden, die ich bei Vertheidigung des Königs und des, Vaterlandes erhalten. Diese Wunden, brechen auf überhaupt zu „solcher Zeit“. . . im Frühjahre.

— Erkennen Sie ihn nicht? — frug Seraphine mit schelmischem Lächeln, den jungen Mann näher an den Alten ziehend.

Dieser stemmte sein Kinn auf die hohe, härene Kravatte und antwortete mit trockener Kürze:

— Habe nicht die Ehre.

— Ich bin Robert Zeleji, — sagte nun der Offizier selbst, mit seiner bekannten Freundlichkeit.

— Habe nicht die Ehre *gehabt*.

Hier war es ersichtlich, daß die Bekanntschaft nicht zu forçiren sei, denn wenn man die Conversation noch weiter führen sollte, so könnte die dritte Antwort vermuthlich so lauten: „Ich *will* nicht die Ehre haben“.

— Ich bin mit einer sehr wichtigen Bitte zu Ihnen gekommen.

— Zu mir? — rief der Alte verwundert mit einer Bitte? Mein liebes, schönes Cousinchen? Welch' Wunder! . . Womit könnte ich altes, mürrisches Haus Jemandem dienen? überhaupt

bei jetziger Zeit, und noch dazu einem schönen Mädchen, das einen Obersten zum Bräutigam hat? . . Wer würde von mir etwas verlangen? . . Bitte hinein zu spazieren, dort können wir uns niedersetzen. . . Nun hören wir, was ich für die allerschönste Seraphine thun kann? Bitte mein Herr, hier ist die Thüre. . . .

Robert hätte dem alten Herrn gut sagen können: „Was wollen Sie, ich kenne ja diese Thürme. Bin ich nicht Jahre lang hier aus- und eingegangen, habe ich nicht täglich hier meine Schachpartie gespielt?" — Er schwieg jedoch, da sich der Alte so frostig gegen ihn benahm, als sähen sie sich das erste Mal; er war höflich, aber kalt, und diese Kälte hatte etwas Galliges an sich.

— Bitte Platz zu nehmen, — sagte Herr Kolbay auf einen wackeligen Divan deutend. — Mein Hauswesen ist in Unordnung, bin allein, muß selbst bedienen und aufwarten; dem Dienstboten gefiel es bei mir nicht. . . . Nun Seraphine, schönstes Kind der Stadt, rücken Sie heraus, womit ihnen das älteste und einfältigste Haus der Welt dienen kann, jenes „alte Haus", welches verrückt genug war, sich nicht begraben zu lassen, als es wahrnahm, daß es schon in Trümmer gegangen.

— Also, lieber Onkel, ich wollte Sie bitten, mein Beistand zu sein.

— Ach, ach, es gibt also eine Hochzeit! Man wird tanzen, eine Menge Gäste empfangen, Gäste nach der neuesten Mode zugestutzt; . . nun da braucht man auch eine alte Perrücke, über welche man lachen kann; Einen, der dummes Zeug schwatzt, wenn er Vernünftiges reden wollte, und der sich taub stellen kann, wenn er abgekocht wird, und keine Revanche zu nehmen vermag . . . Also zu einer Unterhaltung laden Sie mich, mein Täubchen, . . . nicht wahr? Sie schönstes Feenfräulein unter der Sonne. . . .

— Ich lade Sie nicht zur Unterhaltung, lieber Onkel, wir haben jetzt weder Zeit, noch Platz dazu. Das Ganze wird in einer kurzen Zeremonie bestehen. Sie, lieber Onkel, müssen unsere Familie vertreten, denn meine Mutter ist krank, und die übrigen Verwandten sind nicht zu finden.

— Die Dame ist also noch immer krank?

— Sie wissen es ja, Onkel, woran sie leidet, — sagte Seraphine etwas trauriger.

— Ja, ja. Das große Unglück hatte sie stark angegriffen, verwirrt gemacht. Ging ihr stark an die Seele. Sie fürchtet sich und zittert in einem fort und getraut sich nicht aus dem Winkel zu kriechen! . . .

— Im Gegentheil. Seit dem Entsatze der Festung ist sie ganz anders geworden; jetzt sinnt sie nur auf Mord und Zerstörung. Gegen Robert

hat sie sich erklärt, in unsere Vermählung so lange nicht willigen zu wollen, bis er ihr nicht einen Sonnenschirm verschafft, dessen Griff aus dem Schlüsselbeine eines getödteten berühmten feindlichen Feldherrn verfertigt sei. Die gute sanfte Frau Lávay muß sich den ganzen Tag über mit ihr balgen, um sie zurückzuhalten, da sie fortwährend hinausstürzen will, um den bei den Schanzwerken arbeitenden Kriegsgefangenen das Küchengeschirr an die Köpfe zu schleudern. Arme Mutter! . . .

Während dieser komischen Erzählung füllten sich die Augen Seraphinens mit Thränen.

— Sie sehen also, Onkel Kolbay — fuhr sie dann fort, — daß die Mutter in ihrem geschilderten Zustande unserer Trauung nicht beiwohnen kann. Deßhalb bitte ich Sie nochmals, unser Beistand zu sein.

Der Alte erhob sich von seinem knarrenden Lehnstuhle und erwiderte mit kalter, trockener Stimme, welche eben so kreischte, wie Alles in diesem Hause, sei es Schlüssel, Schloß, Angel, oder die Wetterfahne auf dem Dache:

— Ich aber werde nicht Ihr Beistand bei Ihrer Trauung sein, mein allerschönstes und allerliebst-feenhaftestes Cousinchen.

Seraphine hielt ihre flache Hand gleich einem Schirme über die Augen und blickte den

Alten schelmisch an, als wollte sie erforschen, ob dies Scherz oder Ernst sei?

— Onkelchen werden nicht mein Beistand sein?

— Ich werde es nicht sein, weil ich es nicht sein will . . . wiederholte der Alte. . . . Bin nicht der Mann dazu, an einem Akte Theil zu nehmen, welcher in dieser Epoche vollzogen wird; und wenn es sich auch nur um eine Beistandsstelle bei der Trauung eines modernen Obersten handelte. . . Bin ein alter Knochen, ein alter hin und her geworfener Knochen, deren ähnliche Ihr genug sehen könnt da draußen am alten Raitzenfriedhofe; Kinder haben mit ihnen Ball gespielt, nach Nüssen geworfen und Haselnüsse aufgeschlagen. . . . Der alte Knochen ließ Alles mit sich geschehen, protestirte dagegen nicht, daß man ihn aus seiner Ruhe gestört, widerrieth aber auch den Kindern nicht, auf's Eis zu gehen. . . . Solch' ein alter Knochen bin ich; ich bin gestorben und fühle nichts mehr; bewege mich von meinem Platze weder vor=, noch rückwärts . . . . Verstehe ich denn etwas davon, was um mich herum geschieht? . . . Nein, nichts. Eben so wenig, wie ein an das Tageslicht gelangter Todtenschädel. . . . Weiß ich denn, was man heute unter Treue und Verrath, unter Liebe und Haß versteht, was eine Heldenthat und eine Gräuelthat sei. . . . Bin eine heimkehrende Seele aus dem

verflossenen Jahrhundert, welche selbst von den aufgeklärten Kindern ausgelacht wird. . . . Bin eine Mumie. Wer will mich verstehen, wer meinen Rath einholen? Uebrigens möchte ich auch keinen ertheilen. . . . Ich bleibe, was ich war, schlüpfe in keine neue Haut, möge man mir noch so stark mit der Posaune der Auferstehung in die Ohren blasen. . . .

Seraphine ließ den griesgrämigen Alten sich austoben, und hoffte ihn durch ihren Humor zur Nachgiebigkeit stimmen zu können.

— Aber, liebes Onkelchen, wir fordern Sie ja nicht dazu auf, daß Sie sich auf's Roß schwingen und unseren Fahnen folgen sollen, sondern daß Sie als nunmehriges Haupt unserer Familie uns Ihren Segen ertheilen mögen.

— Was, einen Segen?! — platzte der Alte zornig heraus, seinen steifen Hals bewegend. — Braucht man in jetziger Zeit zu etwas einen Segen? . . . Ist nicht Alles bloßer Zufall, Würfelspiel, Gottesversuchung. Ist es etwa diese Heirat nicht? Sagt: „va banque“, entweder sechs oder blind. . . . Ihr wollt noch eine Zeremonie haben? . . . Ein Familienoberhaupt? . . . Ihr habt ja Republik. Kommandirt einen Wachtmeister rechts, den andern links, und die Beistände sind da. Wozu bedürft Ihr meiner alten Knochen?

Diese Wendung schien jedoch selbst Seraphine zu beleidigen.

— Reden Sie doch auch, Robert, vielleicht können Sie eher zu seinem Herzen dringen.

Der junge Offizier ergriff die Hand des alten Invaliden und bat ihn in warmem Tone:

— Bringen Sie dies Opfer Seraphine zu Liebe.

Der Alte erwiderte mit pedantischer Steifheit:

— Herr Oberlieutenant! (Er ignorirte die Obersten-Uniform, da er Robert nur als Oberlieutenant kannte.) Glauben Sie ja nicht, daß ich heute scherzhafter Laune bin. Bei mir sind die Tage der Fröhlichkeit und des Scherzes längst vorüber. Mir scheint das Ganze nur ein Traum zu sein. Stadtbelagerung, zischende Raketen, zerplatzende Bomben, weinende Weiber, stürmende Truppen, Alles ist mir Traum und Träumerei. Dann dieses Siegesfest, die geschmückten Ruinen, die wehenden Fahnen, die jauchzende Menge, Alles ist Traum und macht mir den Kopf betäubt. Diejenigen, die ich vor mir sehe, sind lauter Traumgestalten; was ich von ihnen höre, ist eitel Traum, vergänglicher Traum.

— Was wir jedoch in dieser Minute sagten — ist Wirklichkeit — daß wir uns nämlich lieben und Mann und Frau werden wollen, — beeilte sich Robert darein zu rufen.

— Auch das ist ein Traum!

— Ach, Onkel! — rief Seraphine beleidigt.

— Ist auch nur ein Traum. Ihr liebt Euch nicht, denn nicht die Liebe hat Euch zusammengeführt. . . . Was Euch zusammenbrachte, war eben dieses blendende Traumgesicht. . . . Ein Mädchen sah einen jungen Mann zu Pferd, mit Kränzen bedeckt aus siegreichem Kampfe heimkehren, der junge Mann sah ein reizendes Mädchen am Eingange der demolirten Stadt ihre Fahne vor ihn senken, und Beide träumten, daß sie sich in einander verliebt hatten. Das Mädchen erzählte nun von den Drangsalen, die es zu erleiden hatte, der junge Mann von den Heldenthaten, die er verübt, und sie glaubten einander unendlich zu lieben; doch es ist nicht wahr! . . . Ihr liebt einander nicht, und wenn Ihr erwachen werdet, wird ein Jedes sagen: wie Schade, daß ich diesen Traum gehabt!

Onkel! — rief Seraphine, — wohin will das alles hinaus. Sprechen Sie klar.

— Ich werde es klar aussprechen. Sie, meine wunderschöne Cousine, glauben einen Mann unendlich zu lieben, weil derselbe von stattlicher Gestalt, berühmt, ein Held ist, der Diejenige, welche er an sein Herz drückt, auch mit blendendem Glanze umgeben kann. Weil es Ihnen schmeichelt, daß man sagen wird: Das ist die Gattin Robert Zeleji's, welcher ein Held gewesen; Dichter verherrlichten ihn in Balladen, und das Volk besang

seine Thaten in Liedern. . . . Wenn sich aber das Blatt gewendet, wenn aus dem gefeierten Helden ein Verbannter, ein Landesflüchtiger geworden, wenn er seinen Namen verleugnen muß, dann werden Sie ihn verfluchen, den Sie jetzt vergöttern, Sie werden ihn im Unglücke verachten — und erst dann sich dessen bewußt werden, daß ihre Leidenschaft keine Liebe gewesen.

— Mein Herr! — rief Seraphine in leidenschaftlichem Tone, indem sie ihren erregten Sinnen nicht mehr gebieten konnte, — dies ist zu viel. Sie werden mich nie mehr in Ihrem Hause sehen.

— Gott gebe es; aber ich glaube es nicht, und ich werde nicht helfen können.

— Gehen wir, Robert. Wenn Sie mich lieben, werden Sie kein einziges Abschiedswort an diesen Menschen richten.

Damit nahm sie mit heftiger Geberde den Arm ihres Bräutigams und verließ das Zimmer des verknöcherten Onkels.

Dieser schloß bedächtig die offen gelassene Thüre und murmelte mit selbstzufriedenem Egoismus in sich hinein:

— Nun gehöre ich Niemandem mehr auf der Welt an.

Am andern Tage führte Robert Zeleji seine

Braut Seraphine in Anwesenheit aller damaligen Zelebritäten der Festung in jener Kapelle zum Altar, welche von den vernichtenden Geschossen der Belagerung verschont geblieben. Von der Verwandtschaft war Niemand zugegen. Die Beiden aber glaubten, daß sie einander lieben.

Anfang des Endes und Ende des Anfangs.

Mir ist's, als wär' ich ein Taucher, der sich auf dem Meeresgrunde bewegt. . . .

Um mich herum schwimmen die Balken zertrümmerter Schiffe, bekannte Todtengesichter senken sich zum Grunde nieder, mein Fuß stolpert über einen zerbrochenen Anker.

Auf der Oberfläche des Meeres hat der Sturm ausgetobt; Mast und Segel verschwinden; auf den noch immer hochgehenden zornigen Wellen schwimmen noch Einige an die Trümmer des Schiffes geklammert, und bemühen sich, das Ufer zu erreichen.

Alles ist zu Ende. Die letzte Kanone hat ihr Wort gesprochen, als sie den letzten Helden dahin gerafft. . . Das Schlachtfeld ist mit Todten besäet; nur ein Kosakenschwarm streift noch herum, um den Fliehenden nachzujagen, welche sich in die Sümpfe verkrochen hatten.

Wasserlilie und Wasserrosen bieten einen guten Schutz für die Verfolgten; die breiten

runden Blätter, welche auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, verdecken das heraufquellende Blut, welches, aus den Wunden der dort Verborgenen fließend, leicht ihr Versteck verrathen könnte.

Zwischen den gelben Wasserlilien ragen halb aus dem Wasser zwei Gesichter hervor.

Beide sind noch jung, aber sehr bleich. Sie gleichen einander, als wären es Brüder.

Das eine Gesicht ist das Robert Zeleji's, das andere Pußtafi's. . . .

Die Wogen des stürmischen Kampfes haben sie zusammengetrieben; als schon Alles zu Ende war, trafen sie sich wieder. Robert hatte mit den Trümmern seines Bataillons einen harten Bajonetkampf gegen einen Pulk von Kosaken bestanden; Pußtafi eilte ihm mit einer Abtheilung von Hußaren zu Hilfe und schlug die Kosaken in die Flucht, da führten die Russen Kanonen auf und drängten die Widerstehenden gegen den Sumpf.

— Steige auf und setze dich hinter meiner! rief Pußtafi seinem Freunde zu, und als dies geschehen, trieb er sein Pferd gegen den Sumpf an; die Russen sandten ihnen noch einen Kartätschenschuß nach; dieser verwundete Robert und tödtete das Pferd, das sie trug; Beide fielen in's Wasser.

— Trachten wir zwischen die Bachweiden zu gelangen. Hier könnte uns das gefallene

Pferd verrathen, — sagte Pußtaſi zu Robert, welcher sehr blaß aussah.

— Ich vermag nicht schneller zu gehen, kann den linken Fuß kaum nachziehen; wird ihn vermuthlich ein Schuß getroffen haben. . . .

Pußtaſi umfaßte seinen Freund und trug ihn in's Gebüsch.

Es war die höchste Zeit, daß sie sich hinter dem dunkelgrünen Gebüsch und zwischen den Wasserlilien verbargen, denn im nächsten Augenblicke stürmte die wildtobende Menge der Kosaken mit wüstem Geschrei heran, nach den Geflüchteten suchend . . . Die Pferde wateten im Wasser, und man konnte zuweilen ein wildes, thierisches Gelächter und bald darauf einen lang gedehnten Wehruf vernehmen, wenn sie Einen unter das Wasser Geflüchteten entdeckten und niederstachen.

Ein berittener Haufe watete kaum zwei Klafter von dem Orte, wo unsere Geflüchteten sich verborgen hatten, vorüber.

— Nimm ein Rohr in den Mund, durch dieses kannst Du Athem schöpfen, dann klammere Dich an die Wurzeln da unten, und tauche unter — raunte Pußtaſi seinem Freunde in's Ohr und tauchte ebenfalls unter.

Die Kosaken hielten über ihren Köpfen an, um ihre Pferde zu tränken.

Einer derselben begann mit heiserer Stimme

ein Lied zu singen, an dessen Schlusse die Uebrigen in ein Gelächter ausbrachen.

Dann hörte man, wie aus weiterer Entfernung ihnen eine zornige befehlende Stimme zurief, worauf sie sich mit großem Geräusch in Bewegung setzten — gerade auf das Versteck unserer Freunde losgehend.

Diese drückten sich da unten die Hände; sie hörten die sich nahende Gefahr.

Einer der Kosaken ritt gerade auf sie zu; man konnte bereits das Schnauben seines Rosses vernehmen.

Plötzlich entstand ein plätscherndes, gurgelndes Geräusch, dem ein brüllender Todesschrei folgte. Das Pferd des Kosaken stürzte in eine jener grundlosen Tiefen, welche in den Sümpfen so schön vom Wassergrase verdeckt werden — und zog den Reiter mit sich.

Das Roß hatte sich noch auf die Oberfläche gearbeitet und entkam, der Reiter jedoch blieb am Grunde des Wassers. Die Flüchtlinge sahen ihn eine Klafter weit vor sich mit dem nassen Elemente ringen. Auch er wurde ihrer gewahr, streckte die Hand nach ihnen aus, öffnete den Mund, als wollte er seinen Kameraden zurufen: Hier sind sie, haltet sie fest. Dies machte ihn ersticken.

Die Kameraden langten mit ihren langen Lanzen nach ihm, aber vergebens, bis das Wasser

selbst den Leichnam auf die Oberfläche warf. Sie stießen denselben an's Ufer. Hätten sie ihn wecken können, würde er ihnen gesagt haben, daß sich zwei vornehme Flüchtlinge unter dem Wasser befinden.

Die Kosaken wichen dem gefährlichen Orte aus und sondirten im Weiterreilen die Tiefe des Wassers mit den Stangen ihrer Piken. Man hörte sie noch lange im Wasser plätschern.

Als die Kosaken davongeritten waren, tauchten die beiden Köpfe abermals auf die Oberfläche des Wassers.

— Sie haben sich entfernt, — sagte Pußtafi umherblickend.

— Sie werden schon noch zurückkommen, — flüsterte Robert.

— Dann werden wir abermals verschwinden.

— Ich halte es nicht lange mehr aus, ächzte Robert, ich fühle bereits, wie das Blut aus meiner Wunde fließt.

— Warte. Ich werde die Wunde mit meinem Sacktuche verbinden, damit der Blutverlust Dich nicht ohnmächtig macht, denn das Wasser macht das Blut noch stärker fließen.

Hierauf verband Pußtafi die Wunde seines Freundes mit seinem Sacktuche.

— Du mühest dich vergebens mit mir ab, — seufzte Robert; — mein Schicksal ist beschlossen.

— Sei nicht kleinmüthig, — entgegnete der Dichter. — Sobald die Nacht anbricht, nehme ich Dich auf meine Schultern und wate mit Dir durch den Morast.

— Zu welchem Zwecke? Es ist ja Alles zu Ende!

— Nicht doch! die Sonne geht eben so oft auf, als sie untergeht; sie versinkt nicht in ewige Nacht. Wir werden noch mancherlei zu schaffen haben dort oben.

— Mit mir werden nur die Würmer zu schaffen haben dort unten.

— Sprich doch nicht so, Robert; wenn ich sage, daß ich heute Alles verloren habe, so rede ich die Wahrheit; Dir aber ist noch Etwas geblieben. Du hast ein Weib.

Robert seufzte tief.

— Ein schönes, wackeres und junges Weib, — setzte Pußtafi fort . . .

Darauf verfielen Beide in tiefes Schweigen.

Nach langem Schweigen hob der Eine wieder an:

— Heute hab' ich noch ein Weib, morgen wird sie Witwe sein; so steht es in den Sternen geschrieben. Sieh, wie die Wellen um uns sich roth gefärbt; das ist mein Blut.

Hierauf schwiegen sie wieder eine Weile.

— Nur Eines quält mich, — sprach er dann weiter; sie wird nicht einmal wissen, daß sie Witwe

geworden. Jahrelang wird sie das Trauerkleid um meinetwillen tragen, ohne dasselbe oder meinen Namen ablegen zu dürfen. Sie wird bis zu ihrem Tode an einen Todten gekettet sein.

— Schlag' Dir solche Dinge aus dem Kopfe.

— Blos diese Sorge quält mich. Wie sie mich suchen wird; wie sie das ganze Land durchziehen, Thal und Hügel fragen wird: wo ist mein Mann? Ach, wie unendlich liebten wir uns!

— Ihr werdet Euch treffen.

— In diesem Leben nicht mehr. Ich fühle, wie meine Kräfte immer mehr abnehmen. Vor meinen Augen dunkelt's; ich sehe überall dunkle Flecke. Ich fühle meine Brust fürchterlich beengt. Freund, ich muß hier sterben.

— Wenn Dein Leib schwach ist, so lasse Deine Seele stark sein.

— Zu spät! Höre, was ich Dir jetzt sage... Es wird Nacht werden; Du wirst dann frei, ich aber sterbe... Bleibt Dir so viel Zeit, um eine Gruft auszuhöhlen, so begrabe mich... Am Finger habe ich einen Ring, in der Mitte ist ein Opal, in dem Opal ist ein schwarzes Kreuz... es ist mein Trauring.... Ich bekam ihn von meiner Frau am Trauungstage.... Ziehe ihn von meinem Finger und verwahre ihn bei Dir.... Wenn Du sie dann einmal im Leben findest, so übergib ihr die Reliquie. Gib

ihr den Tag an, wann ich gestorben, und sage ihr, wo ich begraben bin. . . . . Versprichst Du mir's?

Das Gesicht Robert's war todtenbleich. Er mußte ihm das Versprechen durch einen Händedruck geben.

Die Kosaken kehrten aus dem Moraste zurück; weiter konnten sie nicht vordringen.

— Tauchen wir rasch unter das Wasser, — flüsterte Pußtasi Robert zu. Sie nahmen wieder das Rohr in den Mund und tauchten unter. Die Kosakentruppe kehrte lärmend zurück, und verließ das Röhricht.

Pußtasi steckte behutsam den Kopf an die Oberfläche und schaute ihnen nach. Da nahm er mit Besorgniß wahr, daß die Kosaken, sobald sie auf festem Boden waren, von ihren Pferden sprangen und sich anschickten, in der Nähe zuübernachten.

Und nun zünden sie gar Feuer an, um die wohlthätige Finsterniß zu vertreiben, auf welche die Flüchtlinge rechneten; in einer Entfernung von kaum einer Schußweite flackerte gleichzeitig auf drei Seiten das Wachtfeuer auf; die Flüchtlinge müssen entdeckt werden, sobald sie ihren Versteck verlassen.

Eine Truppe war so nahe, daß man ihren Wortstreit hören konnte. Sie theilten unter sich die Beute. Man konnte bei dem Schein des Feuers

sehen, wie sie mit einander stritten und feilschten. Zwei, Drei ließen sich auf einen ausgebreiteten Mantel nieder und spielten Karten um unbekannte Geldnoten. Einige sind bei guter Laune und singen, Andere tanzen, Einer von ihnen sitzt auf seinem Pferde unbeweglich, das Gesicht gegen den Morast gekehrt, in der Hand die lange Lanze. Dies ist die Wache.

Den jungen Leuten war das Entkommen unmöglich gemacht.

Und die Kraft Robert's war völlig zu Ende. Pußtafi mußte ihm den Kopf stützen, damit er nicht unter das Wasser tauche.

— Versuchen wir unser Glück, — flüsterte ihm Pußtafi — zu. Wenn sie frisches Rohr in's Feuer werfen, dann wird es auf kurze Zeit dunkel; klammere Dich an meinen Hals und ich werde rasch mit Dir fliehen.

— Ich kann nicht. . . Trag' mich nirgends hin. . . . . Laß' mich hier sterben. Du mußt Dich retten, damit Du meinem Weib Nachricht bringst. Du darfst nichts wagen. . . . Hast es mir versprochen. . . . Wenn wir uns rühren, — bemerken sie uns — ich mag nicht in ihre Hände fallen, nicht einmal todt. Verstehst Du mich? nicht einmal todt. . . . Lieber hier unter den Kröten. . . . Und doch wie kalt sind sie, wie häßlich!

Immer näher rücken fühlte Robert seinen letzten Augenblick und durch den schrecklichen Gedanken an den sicheren Tod zitterten ihm die Lichtstrahlen zweier Erdenbilder durch: Das Heldenbewußtsein und die treue Liebe.

— Vielleicht träumt sie jetzt von mir, — seufzte er leise und lächelte dann. — Vielleicht steht sie jetzt vor dem Heiligenbilde und nennt meinen Namen.

Vielleicht werde ich noch in dieser Stunde vor ihrem Ruhebette stehen, wie sie es wünschte — aber bleich un wortlos und von dem Kusse, welcher ihre Wangen streift, wird sie vielleicht Schaudern erfassen. . . . O, mein Freund, vergiß nicht auf den Ring.

Zu den Schrecknissen der Nacht gesellten sich noch andere; während ein Theil der Kosaken Würfel spielte um die Beute, fiel ein anderer Feind über die nackten Leichen her. Die Wölfe hielten ein reiches Leichenmal.

Der Sterbende sprach zu seinem Freunde:

— Freund, halte Dein Versprechen und begrabe mich. . . . Begrabe mich, damit sie mich nicht finden: weder diese noch jene. . . Mögen sie mich nicht von Gestrüpp zu Gestrüpp schleifen. . . Mögen sie nicht ihr Spiel mit mir treiben. . . Der Schwertstreich that nicht sehr wehe, aber die List und der Spott . . . diese brennen fürchterlich. . . . Begrabe mich tief. . . Womit wirst Du die Gruft

graben? Hast Du noch Dein Schwert? Das ist sehr gut.... Schneide mir eine Locke ab und lege sie zu den Ring.

Pußtafi suchte seinen sterbenden Freund zu trösten.

— Sieh, — sagte Robert leise, — am Himmel dämmert es... Nicht wahr, das ist der Morgenstern? Sieh, wie er immer näher kommt.... Siehst Du, wie ich Dir immer sagte, die Sterne sind lauter schöne Menschengesichter... Dieses Gesicht sieht dem ihrigen ähnlich... bald werden wir beisammen sein... dann... vergiß nicht auf meinen Ring.

Plötzlich knallten Schüsse; wilder Lärm, Flüche, Heulen und Pferdewiehern wurde laut; einen Trupp hungriger Wölfe durstete nach warmem Blut und er überfiel die Kosaken. Die aufgescheuchte Truppe verjagte durch heftiges Flintenfeuer den neuen Feind.

Dieser Angriff hatte aber den Nutzen, daß die Kosaken sich weiter vom Röhricht entfernten.

Als Pußtafi dies bemerkte, nahm er seinen Leidensgefährten auf die Schulter und ging mit ihm aus dem Wasser. Der Weg war beschwerlich genug, der Boden wankte überall unter seinen Füßen. Eine alte Weide war das Ziel, welches er erstrebte. Bei dem Baume angelangt, nahm er die Bürde von seinen Schultern, lehnte den

Kopf Robert's an den Baum und sagte dann ermuthigend: Robert, wir sind in Sicherheit.

Robert antwortete nicht, denn — er war gestorben.

Pußtafi legte die Hand auf das Herz des Freundes; es hatte aufgehört zu schlagen. Seine Augen waren noch offen, aber gebrochen; die Glieder steif, die Haut kalt.

Die Kartätsche hatte ihm den Schenkel zerschmettert und Robert verblutete im Wasser.

Der Dichter drückte seinen Freund lange an's Herz, er sprach zu ihm von schöneren Tagen, von seinem schönen Weibe; — er gab keine Antwort mehr.

Dann begann er ihm zu erzählen, wie er ihn begraben werde.

— Sei unbesorgt, mein alter Freund (so nannten sie einander, als sie noch jung waren: noch gestern), ich werde Dich so begraben, daß weder wilde Bestien, noch häßliche Würmer, noch die viel schlechteren und häßlicheren Menschen Dich finden werden. Sie werden nicht mit gierigem Zahn über Dich herfallen; sie werden nicht Deinen blutigen Kopf als Trophäe umherschleppen. Ich begrabe Dich, wie man die römischen Helden zu begraben pflegte: in Feuer und Flammen. Die Atome Deines Körpers werden Dir nachfolgen in die Luft; selbst, was Irdisches an Dir, wird zum Geiste werden. Du wirst eine schöne Be-

stattung haben, die prasselnden Flammen werden ersetzen den Trommelwirbel, den Gesang und die Messe; der schwarze Rauch wird Dein Leichentuch sein und Millionen Funken werden Dir das Geleite geben. Nicht der Schoß dieser fluchbeladenen Erde, sondern die Luft soll Deine irdischen Reste aufnehmen. Es wird keine Kothschichte über Dir liegen; auf des Windes Flügeln werden die Stäubchen Deiner Asche sich zum Sonnenlicht erheben. Alter Leidensgenosse, ich bestatte Dich in dem Himmel!

Der Dichter zog hierauf dem Leichnam den oft erwähnten Ring vom Finger und steckte ihn an den eigenen Finger. Dann schnitt er ihm eine Locke ab und verbarg sie in seinem Busen.

Sodann nahm er die Leiche und stellte sie in die Höhlung der alten Weide. Die Höhlung war gerade so weit und groß, daß die Leiche sie ausfüllte.

Noch einmal küßte er dann das Gesicht des geliebten jungen Mannes, und umgab hierauf den Baum mit einer von den Rohrpyramiden, welche auf der Anhöhe zum Trocknen aufgestellt waren.

Der Holzstoß ist fertig, nur angezündet mußte er werden, dann mögen wilde Bestien, dann mögen Wolf und Adler kommen.

Allein, um den Holzstoß anzuzünden, ist Feuer nöthig; wer aber vom Abend bis Mitternacht

im Wasser gelegen, der sucht wohl vergeblich sein Feuerzeug.

Doch es war Feuer in der Nähe. Noch glimmten die Wachtfeuer an dem Sumpfufer. Von dort ließe sich Feuer holen.

Der Dichter entschloß sich dazu, Feuer zu stehlen in der Nacht, im Angesichte des lauschenden Feindes! Und doch mußte es sein.

Er verbarg sein gezücktes Schwert unter seinem Kleide, damit esnicht im Feuerglanz schimmere. Dann machte er den Weg zurück.

Als er sich dem ersten glühenden Punkte näherte, schien es ihm, als ob sich vor dem Feuer von Zeit zu Zeit dunkle Massen bewegen würden, er konnte jedoch im Halbdunkel nicht ausnehmen, was für Gestalten es seien.

Mit gesteigerter Vorsicht ging er weiter, die schwarzen hpüsenden Gegenstände waren lebendige Gestalten, aber keine Menschen.

Die Wölfe lieben das Feuer nicht. Jedes wilde Thier scheut sich davor. Damit das Feuer nicht in der Nähe ihres Schmauses brenne, badeten sie sich im Wasser des Morastes und spritzten dann das Wasser auf die Glut. Zwei der Wachtfeuer hatten sie auf diese Weise ausgelöscht. — Als die Bestien menschliche Schritte hörten, zogen sie sich vom Feuer zurück und heulten aus der Ferne dem Herannahenden entgegen. Pußtafi hielt einen Zunder aus zusammengedrehtem R:hr

in der Hand und steckte ihn in die Glut. Der Zunder fing Feuer.

Das war ein schlechter Versuch.

In dem Augenblicke, als die Flamme aufflackerte, ertönte das „Halloh“ des Vorpostens, der in einer Entfernung von hundert Schritten stand.

Pußtafi duckte sich rasch nieder, zertrat den Zunder mit den Knieen und antwortete auf den Ruf des Vorpostens mit einem Heulen, das dem Geheul der Wölfe glich.

Die Wachen glaubten, es seien wieder Wölfe beim Feuer und kümmerten sich nicht weiter darum.

Auf solche Weise war es also nicht möglich, das Feuer fortzutragen.

Seine Zigarren waren sämmtlich durchnäßt, sonst würde er eine derselben angezündet haben; da gerieth er auf einen andern Einfall. Er wickelte Rohrblätter wie eine Zigarre zusammen, zündete sie an und nahm sie zwischen die Lippen.

Dann kehrte er zur Weide zurück.

Er mußte die Zigarre rauchen, damit sie nicht verlösche, anfachen durfte er sie nicht; der abscheuliche Rauch löste ihm die Haut von den Lippen; aber die Zigarre glimmte noch, als er bei dem Baume anlangte.

Bei dem Baume angelangt, nahm er mit Schrecken wahr, daß die Rohreinfassung zerstört war; die Wölfe hatten sich durch dieselbe einen Weg zu der Baumhöhlung gebahnt. Einige junge Wölfe liefen davon, als Pußtafi nahe kam; ein alter Wolf aber stellte sich ihm entgegen und machte ihm das Terrain streitig.

Eine menschliche Stimme durfte nicht laut werden.

Pußtafi rannte mit zusammengepreßten Lippen, mit Funken sprühenden Blicken auf die Bestie zu, die mit gekrümmtem Rücken und fletschenden Zähnen sich dem Angreifer entgegenstellte.

Pußtafi empfand so tiefen Abscheu vor der Bestie, daß er nicht zum Schwerte griff, sondern ihr mit dem flackernden Rohrbüschel an die Schnauze schlug.

Der Angriff nützte. Der Wolf wartete den zweiten Gruß nicht ab, sondern rannte davon.

Nun stellte Pußtafi zuerst ein Rohrbüschel auf und zündete es oben an, damit es als Leuchte diene.

Dann legte er wieder das Rohr um den Baum und zündete es an.

Die Flammen schlugen hell auf, ergriffen die Aeste und Zweige der alten Weide, und in kurzer Zeit stand der ganze Baum in Flammen.

Das Feuer vertilgt schnell; kein Mensch hätte mehr diese Flammen ersticken können — der Dichter konnte beruhigt weiter gehen. War doch sein Weg so eilig!

Um durch das Röhricht zu dringen, das erfordert mehrere Stunden, es wird Tag und das Sonnenlicht gehört nicht mehr dem Flüchtigen.

„Freund! Du hast ein schönes Begräbniß. Gott mit Dir!"

Der Baum brannte bis zum frühen Morgen in der ruhigen, stillen Nacht und flackerte gegen den Himmel auf wie Abel's Opfer.

Mitten auf dem großen, geschwärzten und mit Asche bedeckten Herde stand der verbrannte Baum; die russige Höhlung glich einer Aschenurne; darin lag eine Handvoll Asche, die sich von der Farbe der Blätter- und Holzasche unterschied.

Diese braune Asche war Robert Zeleji, der Jüngling, den die Frauen so geliebt, den die Freunde so geschätzt, den das Volk in Liedern besungen, den der Ruhm auf seinen Fittigen trug. Wer sollte ihn hier wohl auffinden? Wer sollte dies wissen?

Und wenn nun auch der flüchtige Leidensgefährte spurlos verschwindet mit sammt dem Ringe? Und wenn dann nach Jahren die wilde Brombeere in der Baumhöhlung wächst, ihre

Wurzeln weit hinaussendet und Kränze windet über den moosigen Boden?

Und wenn die verzweifelnde Witwe auch dann noch im Traume sich nach ihrem Manne erkundigt — kann ihr da nicht die menschenquälende Traumfee sagen: „Dein Mann, er weilt jetzt noch auf der Erde und windet seine Kränze?„

. . . .

Pußtafi aber kam niemals zu Seraphine. Er verschwand spurlos; man wußte nicht, wohin er gekommen, wo und wann die Erde ihn verschlungen.

Die Gattin.

Auf dem Rücken des Arader Weingebirges steht eine Burgruine, die „lucus a non lucendo“ heißt.

Unter der Ruine befindet sich ein Kastell; im Garten des Kastells ist eine schöne Laube; in der Laube steht ein weißer Marmortisch; an dem Tische sitzt Béla Lávay ganz allein.

Im Garten, im Schlosse, im Hofe, draußen auf der Gasse, im ganzen Orte und selbst auf den Feldern ringsum war ein Heer von Gästen. Nie sah dieses Schloß so viele Gäste beisammen, selbst nicht zur Zeit des berüchtigten Kochs, den der Onkel des Königs Mathias hielt.

Und Jeder der Gäste ist mit einer sehr eigenthümlichen Arbeit beschäftigt; ernste Männer flüstern geheim mit einander; Frauen mit verweinten Augen drücken einander die Hände, sprechen ein Wort und gehen weiter; Wagen kommen und verschwinden; manch ankommender Gast flüstert sei=

nem Kutscher etwas in die Ohren, zieht die Börse und übergibt ihm sie sammt dem Inhalt, drückt ihm die Hand und schickt ihn fort. In dem Zimmer verbrennen ernste Männer verschiedene Dokumente zu Asche; Andere scheeren sich Haar und Bart ab, ohne daß Jemand über die entstellten Gesichter lachen würde; noch Andere sitzen oder liegen unbeweglich, als wäre ihnen alles Fühlen abhanden gekommen, während ein Anderer unruhig auf- und abgeht, als suchte er einen Ausweg aus dieser Welt. Dann ertönt ein Klirren: Jemand hat seinen Säbel zerbrochen; ein dumpfer Knall wird hörbar: vielleicht hat Jemand sich erschossen.

Auch Béla war unter den Gästen. Er suchte sich ein einsames Plätzchen, um zu schreiben.

Die romantische kleine Laube war dazu geeignet.

Er schrieb einen Brief mit Bleistift auf ein Pergamentblatt seines Portefeuilles.

„Meine liebe Judith!

Ueber mich wird kein Tag mehr anbrechen. Du weißt, ich habe keine Ursache, länger zu leben. Wenn Du meine Zeilen liest, bin ich zu dem geworden, was mein Schicksal: — zu Staub. Ich anerkenne es, daß ich mich an Dir versündigte, als ich Dein Los an ein solches Mißgeschick, wie das meinige, knüpfte; Deine Eltern haben Dich vor mir gewarnt und sie hatten

Recht. Aber ich mache meine Fehler gut: ich sterbe. Ich erlöse Dich von meinem Fatum, das mich verfolgt. Deine künftigen Tage sollen nicht durch des jammervolle Leben eines Gefallenen vergiftet werden. Niemand und Nichts bedarf meiner mehr im Leben. Ich schließe meine Zeilen mit dem beruhigenden Gedanken, daß Du mir verzeihst, Dich mit mir versöhnst, ohne mich zu vergessen. Und wirst Du einst so glücklich sein, als ich es in dieser letzten Stunde wünsche, so wirst Du mich noch achten, wenn Du mich nichtmehr liebst. Meine Seele, mein Segen umgeben Dich auf Tritt und Schritt . . .

Dein über das Grab treuer Béla."

Als er das letzte Wort geschrieben hatte, griff eine weiße Frauenhand von rückwärts in das Portefeuille und riß das beschriebene Blatt heraus.

Béla erfaßte überrascht die weiße Hand und schaute zurück. . . . Die weiße Hand war die Hand Judith's.

Er sprang von seinem Sitze auf, sank ihr zu Füßen, umarmte und küßte sie und frug dann:

— Wie kamst Du hieher?

— Hast Du nicht selber mich hieher beschworen, — sprach Judith und zeigte auf das Blatt. — Weißt Du nicht, daß, wenn Du den Tod anrufst, ich um eine Minute früher komme?

— Béla konnte sich nicht länger des Weinens enthalten. Wie sollte er die Thränen zurückhalten können, der so sehr geliebt war und so viel Glückseligkeit in Nichts zerrinnen sah?

— Wie konntest Du zu mir kommen?

— Auf wunderbaren Wegen. Später werde ich Dir's sagen. Unter tausend Gefahren, Wagnissen und kühnen Versuchen; der Instinkt meiner Seele leitete mich; über mir waltete Gott.

— Und warum kamst Du? Du weißt doch, daß hier das Schicksal zu Ende ist.

— Warum ich kam? Weil ich sah, daß Dein Geschick sich zum Schlechten wendet, daß Alles verloren ist. Nichts habe ich mehr, außer Dir; Dich muß ich befreien. Es ist die Aufgabe meines Lebens.

Gott hat sie mir auferlegt und ich unterziehe mich ihr. Ich wußte, was Du thun wirst, wenn es zum Aeußersten kommt. Du willst Dich tödten. Deshalb kam ich, um mich zwischen Deine Hand und Dein Herz zu stellen. Jetzt gehört Dein Leben nicht mehr Dir; Du hast es weggeworfen, hier dieses Papier beweist es; ich nehme es auf und es gehört jetzt mir. Ich sehe Nichts . . . keine Gefahr, keinen Verlust, nicht mein, nicht anderes Leiden; ich sehe blos Dich und Dich allein; ich ergreife Deine Hand und lasse sie nicht mehr los.

— Was willst Du aber? Ist es denn möglich, länger zu leben? — rief Béla aus.

— O, so weit denke ich nicht. Ich denke nur von einer Minute auf die andere. Was aus uns wird? wie wir weiter kommen? wo wir stehen bleiben? was dann geschieht? . . . ich weiß es nicht. Aber ich denke ja jeden Augenblick daran, und jeder Augenblick gibt mir einen neuen Gedanken ein.

— Du willst also, daß ich fliehen soll? ich?!

— Ich will, daß Du mir folgst, wohin ich gehe.

— Feige? zusammengeduckt?

— Nicht doch. Nur inkognito. Ich habe Wagen und Pferde gekauft; Du kleidest Dich als Kutscher. Wie ich hieher kam, werde ich auch weiter kommen, dazu hilft nicht Feigheit, sondern Muth. Oder solltest Du es für eine größere Heldenthat halten, wenn ein Mann sich eine Kugel durch den Kopf schießt, als wenn ein Weib durch Nacht und Sturm, auf Schleichwegen, ganz allein durch feindliche Lager zieht, ein halbes Land durchstreift, um den Geliebten zu finden?

Die Frau drückte bei diesen Worten so heftig den Arm ihres Mannes, daß er ihn niedersinken ließ.

— Sage ich Dir etwa, daß Du feige sein sollst? — setzte sie in vorwurfsvollem Tone fort. — Ich sage Dir blos: Bleibe bei mir. Und ist es

unmöglich länger zu leben, ist keine Rettung möglich, und ist der Tod unvermeidlich . . . nun, so will ich auch dabei sein!

— O, ich weiß dies, und eben dies schmerzt mich.

— Sei ein Mann, Béla, sei stark, wie ich es bin; nicht Derjenige ist stark, der mit dem Leben bricht, wenn er es verachten gelernt, sondern Derjenige, der sich erhebt, wenn das Schicksal ihn niederdrückt. Wir werden das Leben von Neuem anfangen, ganz von vorne. Wir werden die glänzenden Bahnen verlassen, auf welchen wir bisher gewandelt, und wir werden unser Brod mit unserer Hände Arbeit verdienen. Wir ziehen uns in einen Winkel des Vaterlandes zurück, wohin nicht einmal die Fama sich verirrt und wir werden den Boden bebauen. Ich liebe die Arbeit, und bist Du an meiner Seite, so fehlt es mir an Nichts; jedes Brod schmeckt mir gut, sehe ich nur Dich neben mir. Fühlst Du nicht so? Einst sagtest Du mir, ich sei für Dich eine ganze Welt; nun hast Du eine ganze Welt verloren; was bin ich Dir jetzt?

— Die ganze Welt! — seufzte Béla und schloß die theure Frau an die Brust, die Frau, deren Liebe höher ist, als der Sternenlauf.

— Du wirst also mit mir kommen, — rief sie freudig erregt.

— Mit Dir überallhin.

— Wirst Du mir in Allem gehorchen und vertraust Du Dich mir an?

— Ich lege die Kleider Deines Dieners an und ich diene Dir treu wie ein Sklave.

— Wirst Du den Muth haben, nach einer glänzenden Vergangenheit einer düsteren Zukunft voll Resignation entgegenzugehen?

— Habe ich ihn nicht, so wirst Du mir ihn einflößen.

— Gut; ich glaube Dir. Ich glaube Dir, daß Du mich nicht betrügen willst, mich nicht durch scheinbare Nachgiebigkeit täuschen willst. Sprich mit Niemandem, komme sofort mit mir. Im Thore wartet mein Wagen. Sobald wir in's Freie kommen, kannst Du die fremden Kleider anlegen. Dann vertraue Dich mir an. Die zwingende Nothwendigkeit lehrte mich, schlau zu sein. Nur vergiß auf Eines nicht. Alles, was Dich betrifft, Freude und Kummer, Glück und Unglück, gehört zur Hälfte mir. Was Du mit Dir thust, das thust Du auch mit mir. Wenn Du frei wirst, befreiest Du auch mich; wenn Du fällst, falle ich mit Dir; wenn Du in Verzweiflung stürzest, ziehst Du auch mich mit Dir. Fürchte Nichts. Schande werde ich über Deinen Namen nicht bringen, und sollte das Schicksal uns mit seinen Netzen so umspinnen, daß keine andere Wahl bleibt als Kopf oder Herz, so wäre ich es, die Dir sagen würde: „Mein Gemal, es gibt

noch einen dritten Weg; Paetus, das Messer thut nicht wehe!“

Béla zog begeistert dieses Ideal Arria's an die Brust, und in dieser fürchterlichen Stunde der Verzweiflung fühlte er sich glücklicher als jemals.

. . . Glaube und Hoffnung brechen zusammen und ersterben, aber die Liebe dauert fort und überlebt die verschwisterten Genien! . .

Auf der Gasse stand ein leichter Wagen, in welchem Judith gereist war.

Es war ein Leichtes, unbemerkt sich zu entfernen. Achtzehnhundert verschiedene Fahrzeuge standen als Wagenburg neben einander; wer kümmerte sich darum, wenn einer verschwand.

Im Freien angelangt, stieg Judith's Kutscher vom Wagen und übergab Béla die Zügel. Er sagte seinem Herrn, wie er sich zu benehmen habe, wenn er als Kutscher gelten wolle. Den Schnurrbart müsse er tüchtig wichsen und die Pfeife mit dem kurzen Rohr in den Mundwinkel drücken; er müsse Branntwein trinken, damit er eine heisere Stimme bekomme, und wenn er im Wirthshause Etwas verlange, müsse er stark schreien. Wenn er in der Csárda oder im Stalle mit einem andern Kutscher zusammenkommt, dürfe er nicht zurückhaltend sein, aber er dürfe ihn auch nicht traktiren; wenn er mit der gnädigen Frau spricht, müsse er den Hut ziehen; so oft sich die geringste Gelegenheit bietet, solle er laut und

heftig fluchen; die Pferde dürfe er vor der Fütterung nicht tränken, zuerst gebe er ihnen Heu, dann Hafer; das eine Pferd heiße Csillag, das andere Vidám; er möge sie beim Anspannen nicht verwechseln, sonst gehen sie schlecht; mit der Peitsche dürfe er blos den Bauch des Pferdes kitzeln, denn wer das Pferd auf den Rücken schlägt, der zeigt, daß er noch kein rechter Kutscher ist.

Mittlerweile hatte Béla die Kutschertracht angelegt; das glänzende Kostüme Béla's verbarg Judith in dem Wagenkoffer; der Kutscher übergab Béla die Peitsche und die Pfeife. Dieser wendete sich nun gegen Judith und fragte mit heiserer Stimme:

— Wohin fahren wir, gnädige Frau?

— Nur vorwärts!

Der Wagen brauste dahin, der Kutscher rief ein „Lebewohl" nach, und schaute lange mit prüfendem Blick, ob der junge Herr gut zu kutschiren verstehe. Er schüttelte bedenklich den Kopf und ging dann weiter; ohne Zweifel hatte er viel einzuwenden.

Wohin nun?

Im Westen und Norden standen russische Armeen; im Osten unbekannte Gebirgswege, die in das Innere verrufener Wälder führen, wo ein trotziger Volksstamm wohnt, fremd an Sprache und fremd im Herzen. Ringsum Gefahr!

Die Landstraße führte gegen Norden.

Zwei Stunden schon rollte der Wagen und noch trafen die Reisenden keine menschliche Seele, die mit ihnen in gleiche Richtung gezogen wäre. Kam ein Wagen, so kam er von der entgegengesetzten Seite und auf Seitenwegen.

Auf den Gesichtern der Entgegenkommenden lag die Angst deutlich ausgeprägt. Alle kamen mit rasender Eile herangestürmt, und Jeder schaute verwundert die Reisenden an, als ob man sie fragen wollte, warum jagt Ihr denn in Euer Verderben?

Unter den Zurückkehrenden zeigte sich manch bekanntes Gesicht; man fand es jedoch nicht an der Zeit, die Bekanntschaft zu erneuern; rastlos jagte man aneinander vorbei.

Immer mehr Wagen kamen unsern Reisenden entgegen; kaum hatten sie mehr auf der Landstraße Platz. Béla war oft gezwungen anzuhalten, damit er nicht mit einem entgegenkommenden Wagen zusammenstoße.

Noch Niemand sagte ihnen, wovor man sich flüchte und sie fragten auch Niemanden.

Allmälig wurden die ankommenden Wagen seltener, desto heftiger jagten sie dahin.

Plötzlich rief aus einem bedeckten Wagen eine Stimme hervor: „Gnädige Frau, Judith!“

Judith sah erschrocken in das Gesicht, welches aus dem Wagen hervorlugte. . . . Es war Bárfing.

— Zurück, zurück! — rief Bársing. — Die Kosaken kommen.

Béla blickte zurück und Bársing erkannte ihn sogleich.

— Servus, Béla, — rief er; — dorthin dürft Ihr nicht fahren. Kehret um.

Judith blickte mit strenger Miene auf ihren Kutscher und rief im befehlenden Tone:

— Warum bleiben wir auf der Straße stehen?

— Wir sind verloren, — flüsterte Béla, — dieser Mensch hat uns erkannt.

— Vorwärts! — befahl Judith.

Béla trieb die Pferde an.

Bársing rief ihnen noch einmal nach, sie mögen doch nicht in jener Richtung fahren, sie würden das ganze russische Lager auf dem Wege finden. Als er aber sah, daß Jene nicht zurückkehren wollten, da wollte er seinen Kutscher zur Umkehr bewegen.

Dieser Kutscher war aber Herr Andreas Kapor.

Er kam aus der oberen Gegend mit seinem Wagen hieher; ein Pferd hatte er auf der langen Fahrt bereits eingebüßt. Er führte die Kasse, welche Bársing bewachte.

— Kehren wir um und jagen wir ihnen nach.

Herr Kápor schob den Hut von der Stirne,

um dem Manne besser in's Gesicht sehen zu können.

— Sollen wir zwischen die Kosaken hinein fahren?

— Haben Sie jene Frau und ihren Kutscher nicht erkannt?

— Nein. Ich habe sie nie gesehen.

— Der Kutscher ist Béla Lávay, die Frau, dessen Gattin.

— Ich kenne sie nicht. Und was geht's mich auch an. Weshalb sollte ich ihnen nachjagen?

— Weil ich die Beiden retten will.

— Oder umgekehrt, nicht wahr? Sie scheinen mir ein sehr falsches Tuch zu sein; nie habe ich noch einen aus so vielen Hölzern geschnitzten Menschen gesehen.

— Verschont mich mit Euren Grobheiten.

— Ist es Ihnen nicht recht, so steigen Sie von meinem Wagen. Ich führe die Kassa, und der Herr hat mich während des ganzen Weges mit allerlei kuriosen Rathschlägen versucht. Wir sollen die Kassa in irgend einen hohlen Baum verstecken, da ohnehin schon Alles verloren sei. Jetzt wollen Sie wieder, daß wir zwischen die Kosaken fahren, um irgend ein schönes Weib zu retten, oder zu verfolgen. Fürchten Sie für diese Beiden Nichts, die werden schon mit ihrem leichten

Wagen durchkommen, uns wird man aber sammt der Kassa gefangen nehmen.

— Bauer! — rief der goldbeschnürte Herr, all' seine Autorität zusammenraffend — jetzt befehle ich Dir, zu gehorchen.

— Mir? — frug Kápor in ruhigem Tone.

— Ja Dir, sonst schieße ich Dich nieder.

Kaum hatte er jedoch diese Drohung ausgesprochen, als er auch schon auf den Boden lag; Kápor hatte ihm mit seinem Ellenbogen einen Stoß versetzt, daß er vom Wagen bis an den Rand des Grabens kollerte; bevor er sich da aufraffen konnte, war der Wagen Kápor's bereits in der Ferne verschwunden. Bársing hinkte nun zu den nächstfolgenden Wagen, bot viel Geld, wenn man ihn zurückführen wolle, mußte sich aber damit begnügen, daß man ihn führte, wohin man eben wollte.

So mußte er abermals jenen Feind entschlüpfen lassen, dessen Untergang er zuversichtlich gehofft. Dieser Feind wird sich retten, es steht ihm ja eine Frau zur Seite, die für ihn Wunder zu wirken im Stande ist!

Der Wagen Judith's fuhr langsam die Straße entlang.

Einem einzigen Fuhrwerk begegneten sie noch; dieses mit vier Rossen bespannt, jagte mit rasender Eile, als wären die Pferde scheu geworden.

Im Wagen saßen zwei Damen und ein zwölfjähriger Knabe. Ihre Gesichter waren bleich, ihre Lippen blau vor Schreck. Sie wurden von den Kosaken verfolgt, welche nach ihnen geschossen hatten; der Knabe zeigte das Loch an seinem Hute, welches eine Kugel gerissen, und die Lende des einen Pferdes blutete. Die Kosaken blieben erst am Saume des Waldes zurück. . . . Sie konnten ihre Rettung nur der Schnelligkeit der Pferde verdanken. „Zurück, zurück!“ riefen die Damen!

— Nur vorwärts! — befahl Judith im festen Tone, und die beiden Wagen jagten davon, der eine nach Süden, der andere nach Norden.

Es naht alsc der Feind, dessen fürchterlicher Ruf von der Seine bis zum Amur, und von der Behringsstraße bis zum Golf des goldenen Horn die Herzen mit Schrecken und Grauen erfüllt:

Die Kosaken kommen!

Der Feind, mit dem Niemand in diesem Vaterlande zu sprechen verstand, der für die Klagen d er Flehenden kein Verständniß hatte, der die eroberten Städte in Brand steckt und den Säugling an der Mutterbrust ermordet. Der Feind, der die Verwundeten auf dem Schlachtfelde tödtet und die Gefangenen tausend Meilen weit in den äußersten Norden schleppt; der ver=

tilgt, wo er siegt, und Leichenfelder schafft auf Schritt und Tritt. Und was schlimmer als Tod und Verheerung: der Feind, der neben der Waffe die Peitsche in der Hand hat und nicht nur tödtet, sondern auch schlägt! Denn nicht der Schwertstreich, sondern der Knutenschlag ist es, der niemals verharscht.

Und diesem Feind galt es entgegenzufahren.

Nur ein Wald barg die Reisenden vor ihm.

Am Rande des Waldes angelangt, brachte Béla die Pferde zum Stehen und, zu seiner Frau gewendet, sagte er:

— Judith, ich bin auf Alles vorbereitet, nur auf Eines nicht, darauf nicht, daß mir in Deiner Gegenwart Schmach angethan werde. Wenn ein Mann vor den Augen seiner Frau geschlagen, oder eine Frau vor den Augen ihres Mannes geküßt wird ... das ist mehr als der Tod.

— Ich weiß es, — antwortete Judith.

Und darauf zog sie eine Pistole mit doppeltem Lauf aus der Tasche.

— Sei ruhig. Ich sitze hinter Dir. Bevor es geschehen könnte, daß der Feind mich küßt oder Dich schlägt, hat der eine Schuß Dich, der andere mich befreit. Die Pistole ist in guten Händen, fürchte nichts, sie zittern nicht. Ich werde Dich und mich zu tödten wissen. So sei Gott meiner Seele gnädig. . .

— Ich danke Dir, — sagte Béla und drückte die Hand seiner Frau.

— Und nun umarme mich, küsse mich.

Béla neigte sich zurück, seine Frau umschlang ihn mit ihren Armen, und in einem langen Kusse sagten sie einander Alles, was in Worten unmöglich auszudrücken war. Die tiefe Stille des Waldes lauschte dieser Unterredung.

Und nach diesem Kusse bedeckte lebhafte Röthe die beiden Gesichter, die bisher so blaß waren. Béla schwang die Peitsche, der Wagen rollte weiter; der Kutscher begann ein lustiges Lied zu pfeifen, und die Vögel des Waldes schwatzten und sangen dazu.

Judith aber blickte voll Entzücken auf den blonden Kopf ihres Gatten, auf den blonden Kopf, dessen Locken ihre Lippen so oft gestreift; ihr Herz pochte heftig, und ihre Finger ruhten auf dem Hahn der Pistole.

Wie wird sie diesen schönen, lieben jungen Kopf in einer Minute auseinanderschießen!

... Der Wald begann sich zu lichten, und als die Reisenden das letzte Gestrüpp hinter sich hatten, konnten sie die Landstraße in ihrer endlosen Länge vor sich sehen.

So weit das Auge reichte, konnte man eine ununterbrochene Kolonne von Reitern und Infanteristen sammt dem Zubehör von Kanonen, Munitions- und Zeugswagen gewahr werden.

Der Vortrab dieser Kolonne bewegte sich kaum zweihundert Schritte vor den Entgegenkommenden und besetzte die Straße nach ihrer ganzen Breite.

Dieser Vortrab bestand aus Kosaken.

Man konnte sie an ihren rothen, pelzverbrämten Mützen, an ihren langen Lanzen schon von der Weite erkennen. Ein Jeder hatte die geflochtene Lederpeitsche um das Handgelenk gewickelt; einen Jeden zeichnete der wilde Blick aus.

Der Anführer des Pulks war ein blatternarbiger Mann, mit verbundenem Auge; durch das weiße Tuch triefte Blut; er mochte die Wunde erst jetzt bekommen haben.

Auch die gemeinen Reiter trugen Spuren frischer Wunden; es mag dies eine Truppe gewesen sein, welche ein Quarré attaquirte, worüber sie lange nachzudenken haben wird.

— Macht nichts! . . .

Béla trieb seine Pferde vorwärts. Er konnte sich ja seiner Judith anvertrauen.

— Es kann Dir nichts widerfahren; ich beschütze Dich, ich werde Dich auch tödten . . .

Die Kosaken und der Wagen näherten sich langsam einander.

Als sie auf ungefähr fünfzig Schritte an einander gelangten, kommandirte der einäugige Kommandant in sicherem, rauhem Tone Etwas

seiner Truppe; diese griff zu den Peitschen und setzte die Pferde in schnellere Bewegung — — jedoch blieb die Hälfte zurück, und ließ den Raum für den anrückenden Wagen auf der einen Seite der Chaussee frei.

Dann ging es ruhig neben einander weiter. Béla pfiff sich ein Lied, die Kosaken sangen sich eins, und machten, als würden sie einander nicht einmal gesehen haben. Auf der linken Seite der breiten Landstraße marschirten die feindlichen Truppen, Kanonen und Munitionswagen in musterhafter Reihe; die rechte Seite blieb leer; auf dieser konnte Béla ungestört und ungehindert weiterfahren, ohne Jemanden zu begegnen. . . Stundenlang währte es, bis das entgegenkommende Armeekorps vorbeizog; Batterien verschiedenen Kalibers, glänzende Husaren- und Uhlanenregimenter auf gleichfarbigen Pferden, eine unabsehbare Reihe Infanteristen in langen, grauen Röcken, mit spitzigen Pickelhauben, Lastwagen, Sanitätskarren, blanke Stabsoffiziere und zerlumptes Fuhrwesenvolk. Alles dies zog ohne Trompetenschall und Trommelschlag stille vorüber, kaum drei Klafter von den Flüchtenden entfernt, und Niemand wendete auch nur das Gesicht gegen sie, als würden sie für die Marschirenden unsichtbar sein, oder als wäre das Ganze nur ein vorüberziehendes Traumgebilde, welches nichts von Demjenigen weiß, der es geträumt hatte.

Auch der Hufschlag des letzten Nachtrabes verklang, und noch hatte Niemand ein einziges Wort an die Flüchtenden gerichtet.

Die Rettung Béla's grenzte an's Wunderbare, und war doch so einfach, wie das Räthsel mit dem Kolumbusei. Ein Reisender, welcher mit vollem Vertrauen dem Feinde entgegenfährt, bei dessen Annäherung nicht umkehrt wie die Uebrigen, der stets seine Ruhe und Gleichgiltigkeit bewahrt, kann keinen Argwohn erwecken.

So viel steht jedoch fest, daß dies ein gewagteres Unternehmen war, als der gewagteste Sturm auf feindliche Kolonnen! . . . Durch eine ganze russische Armee brechen, wenn ringsherum nirgend mehr ein Rettungsweg offen.

Als sie über das nächste Dorf hinausgelangten, war die Gefahr vorüber. Da öffnete sich die endlose Steppe des Alföld mit der bekannten Bevölkerung; diese barg und geleitete die Flüchtenden.

Wer weiß, wo sie am Ende Ruhe fanden.

Kostbare Blutstropfen.

. . . . Der kleine hinkende Doktor Melchior hatte seit zwei Tagen sein Zimmer gehütet.

Als er vor dem Nationaltheater auf der Kerepescherstraße einen Kosaken gewahr wurde, wie derselbe reife, gelbe Gurken aß, war er es, der darüber das Fieber bekam, — möglich, daß nicht die Gurke daran Schuld trug.

Er ging nach Hause, verriegelte sich in sein Zimmer, ließ die Vorhänge der Fenster herab, um keinen einzigen Blick mehr auf die Gasse werfen zu können. Er wollte von der Welt nichts mehr wissen.

Dann nahm er die alten Portraits von den Wänden und ließ deren Rahmen leer stehen; heizte die ganze Nacht hindurch mit seinen diesjährigen Zeitungen, trotzdem daß es Monat August und ungemein heiß war.

Am zweiten Tage begann er erst darüber nachzudenken, was mit seinen Patienten geschehen sein konnte, die er während seiner Klausur nicht

besucht hatte. Er hielt es für einen Unsinn, sich mit anderer Leute Angelegenheiten zu beschäftigen, wenn einem selbst so Großes widerfahren. Und wenn er bedachte, daß Einer seiner Patienten an der Angine leidet, der Andere am Typhus darniederliegt, der Dritte sich im letzten Stadium der Schwindsucht befindet, so beruhigte er sich immer damit, daß alle diese weniger Ursache zur Klage haben, als er; und wenn er Desjenigen gedachte, der dem sichern Tode entgegengeht, so hielt er diesen für den beneidenswerthesten Menschen der Welt.

Bis in die späte Nacht hinein klopfte man ununterbrochen an seine Thüre; er blieb entschlossen und verschlossen. Die haben es leicht, sie sind nur krank, meinte der kleine Doktor.

Einmal jedoch klopfte man so bescheiden, so sanft an die Thüre, daß er es nicht auf seine Seele zu nehmen vermochte, auch jetzt nicht zu öffnen. Er ließ den Klopfenden herein.

— Ach, mein Herr Jesus! — rief er erschrocken zurücktaumelnd.

Vor ihm stand eine Frau mit verschleiertem Gesicht, gesenkten Hauptes und im Schoße gekreuzten Händen.

Es war Judith.

Melchior hatte sie auf einen Blick erkannt. Er zog sie schnell in das Zimmer, verriegelte

dann doppelt die Thüre, und flüsterte erschrocken: „Sind Sie es?“

Die Dame nickte mit dem Kopfe und ließ sich müde auf den ersten Stuhl, den sie fand, nieder.

— Sie sind nach Pest gekommen . . . statt in's Ausland zu gehen?

— Ich konnte nicht, und wollte auch nicht; — antwortete die Dame, ängstlich in dem Zimmer umherspähend.

— Und Béla? frug der Arzt beklommen.

— Befindet sich in diesem Augenblicke an einem guten Orte . . .

— Wie lange wird dieser Aug enblick währen?

— Das weiß ich nicht zu bestimmen . . . sagte die Dame. — Ich zittere, wenn ich daran denke; doch wozu zittern, wenn es zu helfen gilt, wenn man helfen muß, und wenn man selbst das Unmögliche versuchen müßte!?

— Wie denken Sie sich diese Rettung? Haben Sie irgend eine Idee?

— Ja. Und deßhalb kam ich zu Ihnen, daß Sie mir an die Hand gehen. Doch stille; lauscht hier Niemand?

— Außer mir befindet sich Niemand im Zimmer.

— Und in diesem Kamin dort?

— Dort kann sich Niemand verbergen, es brennt ja jetzt noch Feuer d'rin.

— Feuer?

— Ja. Es sind Zeitungen und sonstige Druckwerke. — Judith spähte mit dem ängstlich scharfen Blicke eines Verfolgten im Zimmer nach jeder Ecke. Plötzlich erblickt sie neben der Bücheretagere einen Menschen ähnlichen Gegenstand, welcher, mit einem weißen Leintuch bedeckt, die Formen des Kopfes, der Achseln, der Ellbogen und der Kniee deutlich unterscheiden ließ.

— Dort ist Jemand verborgen! — rief sie erschrocken; — dort horcht Jemand!

Damit sprang sie hastig von ihrem Sitze auf und deutete mit dem zitternden Finger auf die Gestalt.

— Nein, nein, es ist Niemand dort, — versicherte der kleine, lahme Mann in weinerlicher Verwirrung.

— Wer ist es? Wer ist dort verborgen?

— Oh, sehen Sie es nicht an, gehen Sie nicht hin, — jammerte Melchior, die Hände der Dame erfassend; aber er hatte nicht die Kraft, sie zurückzuhalten. Sie riß sich los, stürzte sich auf die schweigende Gestalt, zog hastig die sie bedeckende Hülle weg und taumelte dann, die flache Hand auf die heiße Stirne drückend, entsetzt zurück.

Diese horchende Gestalt war ein einfach menschliches Gerippe, ein kalter Gegenstand ärztlicher Studien, ein Mann, welcher das Schweigen

sich längst angewöhnt hatte, und welcher das, was er gehört, Niemandem erzählte.

Judith fiel aus einem Schreck in den andern und suchte unwillkürlich nach der Hand ihres alten, bewährten Freundes, um sich auf diese Hand zu stützen, dann stotterte sie mit athemloser Stimme:

— Verzeihen Sie. Ich bin so ängstlich. Alles jagt mir Furcht ein.

Der Arzt beeilte sich, das Gerippe zu verdecken, schob es dann hinter den Bücherschrank und sagte mit stillem Vorwurfe:

— Sie mißtrauen mir?!

— O, wundern sie sich nicht darüber; ich fürchte mich jetzt vor Allem. Verzeihen Sie mir; ich werde meinen Fehler gut machen, werde Ihnen Alles erzählen, mein Schicksal in Ihre Hände legen. Sie sollen es sehen, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe.

— Sagen Sie mir nur, ob sich Béla in Sicherheit befindet.

— Gegenwärtig ja. Aber wie lange wird das währen? Jede Minute kann er verrathen werden. . . . Soll ich denn ewig für sein Leben zittern? Ihn stets als Flüchtling wissen? . . . Soll er ein Begrabener sein, für dessen Leben ich bete? Ach, das führt zum Wahnsinn! Ich muß ihn befreien, und Sie werden mir dabei behilflich sein.

Melchior versprach Alles zu thun, was Judith von ihm verlange.

— Versprechen Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig ist, Alles zu thun, was ich von Ihnen verlangen werde?

— Alles, Alles! ... ich verspreche es Ihnen bei dem Angedenken meiner Mutter! — beeilte sich Melchior zu erwidern, indem er warm die Hand der Gattin seines Freundes drückte.

— Nun, so erfahren Sie denn, was ich wünsche. Im Augenblick ist Alles verloren. Es gibt nur einen einzigen sichern Ort noch: Komorn.

— Komorn wird auch kapituliren.

— Ich weiß es. Jedoch ist das Schicksal Derjenigen, welche in Komorn sind, gesichert, ihr Leben geborgen; es kann sie keine Gefahr ereilen.

Im Gehirn Melchior's blitzte ein Freudenstrahl auf.

— Dort sollte Béla sein!

Indith antwortete niedergeschlagen.

— Dorthin kann er nicht mehr.

— Ist er zu weit entfernt? — frug der Arzt traurig.

— Sehr weit. ... Und ich würde es ihm auch nicht erlauben, den Versuch zu machen, in die Festung zu gelangen. .. Ich brauche hiezu jemand Andern. Während dieser Zeit darf er den Ort nicht verlassen, wo ich ihn geborgen.

— Was soll denn also geschehen?

— Es muß sich Jemand anstatt seiner unter die Festungsbesatzung einschreiben lassen; muß sich in seinem Namen melden, einen Passierschein auf seinen Namen erlangen.

Melchior betrachtete seufzend seinen lahmen Fuß, als würde er ihm Vorwürfe machen wollen, und murmelte in sich hinein: wäre ich nur nicht lahm, ich würde es thun. . .

— Béla hat gute Freunde dort; — tröstete er Judith.

— Das wird ihm wenig nützen. Wer würde es denn unternehmen, auf sich selbst zu vergessen, um sich eines abwesenden Freundes zu erinnern? Wer würde den letzten rettenden Balken, den er aus dem Schiffbruche erhascht, dem untergehenden Freunde überlassen?

— O, sprechen Sie also, was soll ich hier thun? — rief der Arzt in peinlicher Spannung.

— Merken Sie gut auf. Ich bin einundzwanzig Jahre alt; Béla zählt dreiundzwanzig. Wir stehen beinahe im gleichen Alter. Er ist als Mann mittlerer, ich als Frau hoher Statur. Wenn ich mich zwei Tage hindurch den Strahlen der Sonne aussetze, wird mein Gesicht ebenso gebräunt, wie das seine. Ich selbst will nach Komorn als Frau hineingelangen, und dort mich unter Béla's Namen als Mann in die Armee einschreiben lassen und so zurückkehren.

— Wohin denken Sie?!..

— Bitte! Widersprechen Sie mir nicht. Ich habe nicht deshalb so viele Nächte mit diesem Gedanken durchwacht, daß mich Jemand mit einem kurzen Einwurf in meinem Entschlusse stören soll. Ich will es so, und es muß gelingen. Wollen Sie mir behilflich sein?

— Dann müssen Sie sich von Ihrem schönen, langen Haare trennen, — sagte Melchior schwärmerisch.

— Das ist schon geschehen, — erwiderte Judith, ihren Hut vom Kopfe nehmend.

Zu jener Zeit war es Mode, daß die Männer ihr Haupthaar bis auf die Haut geschoren trugen. Auch der Kopf Judith's hatte diese Frisur.

Dem guten Melchior traten die Thränen in die Augen, als er an die schwarzen, wallenden Locken dachte, welche auf der Bühne den Boden kehrten, wie man Judith, als zum Tode verurtheilte Königin, zum Richtplatz führte.

— Wie kann man einen Mann lieben! — seufzte er.

Judith lächelte, als sie den Hut herabnahm.

— Sie haben für Béla eine Welt vernichtet, — sagte der Arzt in vorwurfsvollem Tone.

— Das Haar wird wieder wachsen....

Dies Alles ist jedoch nicht genug. Die Passierscheine werden mit der betreffenden Personsbeschreibung ausgefüllt. . . . Sie werden sich erinnern, daß auf der Stirne Béla's eine lange Narbe sichtbar ist.

— Ich erinnere mich. War doch ich der Arzt, welcher ihn nach dem Duell behandelte.

— So werden Sie sich auch erinnern, welche Richtung die Narbe hat, und wie groß sie ist.

— Habe doch ich sie verbunden!

— Gut, nun machen Sie also einen gleichen Schnitt auf meine Stirne.

— Um Gottes Willen! . . Was verlangen Sie da von mir.

— Ich verlange, daß Sie erfüllen, was Sie mir versprochen. Einen Schnitt auf meine Stirn mit sachkundiger Hand.

— Ach, Sie treiben Scherz mit mir. Ich soll diese schöne alabasterne Stirne ritzen? mit scharfem Eisen, wenn auch nur so tief, als wäre es mit der Spitze einer Nadel geschehen? Ich soll dieses Antlitz blutend sehen von meiner Hand? Nimmermehr! Und verflucht sei die Hand, welche es vollziehen würde.

— Ich bitte Sie, diesen Fluch zurückzunehmen, sonst ist es möglich, daß Sie meine eigene Hand verflucht haben, . . denn wollten Sie mir

etwa den begehrten Dienst nicht erweisen, so müßte ich die Operation selbst vornehmeu, und dann wäre es wohl möglich, daß meine ungeübte Hand eine tiefere Wunde, und vielleicht nicht in der erforderlichen Richtung schneiden würde, was für mich insoferne schmerzlich wäre, als ich nicht viel Zeit habe, mich mit dem Wundfieber zu befassen.

Melchior gerieth in Verzweiflung, er mußte einsehen, daß sich gegen diese Frau nichts ausrichten ließ.

— Nun, mein lieber Freund, wollen Sie mir diesen Dienst erweisen?

Bei diesen Worten ließ sich Judith ruhig und kalten Blutes in jenem Armstuhl nieder, in welchem Melchior seine Operations-Meisterwerke zu verrichten pflegte, den Kopf an den Kissen des Stuhles gelehnt, blickte sie mit ihren großen, sprechenden Augen den Arzt an, welcher, von diesem Blicke bezaubert, sich ganz dem Willen der Dame untergeordnet fühlte . . . und er vollzog die Operation.

Judith konnte erst nach acht Tagen die Binde von der Stirne entfernen; auf der marmorweißen Glätte dieser Stirne zeigte sich ein rosenrother Streifen, eine vernarbte Wunde. Auch diese verunstaltete sie noch nicht, hob vielmehr deren Schönheit hervor.

Sieben Tage hindurch meldeten die Theaterzettel ihre Krankheit; am achten mußte sie

auftreten. Die Narbe hatte die Bühnenschminke verdeckt, das Publikum konnte sie nicht bemerken, und unter den Schauspielern gab es nie Verräther. Letztere treiben viel Gehässigkeit untereinander, sie verleumden, intriguiren; ist aber Jemand von patriotischem Schmerze geplagt, so achtet ihn dieses Völkchen und hütet ihn vor Freund und Feind, dem Nebenbuhler, sei es Weib oder Mann, vor den Künstlern, Pfuschern, Souffleuren und Theaterdienern. Niemandem von dem Theatervolke fiel es ein, über Judith's Narbe zu sprechen, trotzdem dieselbe hundert und hundert Menschen stundenlang betrachten konnten.

Als sie nach der Vorstellung aus dem Theater ging, trat ihr am Thor ein Mann im blauen Dolmány entgegen und redete sie an:

— Guten Abend, gnädige Frau!

Zu jener Zeit, und überhaupt in jenen Tagen, war die Kerepescherstraße zehn Minuten nach der Vorstellung beinahe gänzlich menschenleer; nur der einförmige Tritt der Patrouillen begleitete das ersterbende Abendgeräusch. Judith war nur von ihrer Magd begleitet.

Sie erkannte jedoch an der Stimme den Mann, welcher ihr den Abendgruß geboten.

— Sind Sie es, Kápor?

— Sie haben mich erkannt, gnädige Frau? — sagte der Angeredete in freudigem Tone. — Und doch haben Sie mich so lange nicht gesehen.

— Sie waren ja so oft im Hause meines Vaters, als ich noch ein Kind gewesen, und haben mich so oft auf Ihren Knieen geschaukelt.

— Auch dessen erinnern Sie sich noch? Sie waren damals so klein, und doch schon so verwegen; wenn ich Sie in die Schaukel setzte, riefen Sie da nicht in Einem fort: Treiben Sie besser an, Kápor bácsi, treiben Sie die Schaukel bis in den Himmel hinauf! Während ich in Einem fort jammerte: Ach, Fräulein Juczi, geben Sie, Acht um Alles in der Welt, Sie fallen herab! Ach mein Gott und Herr!

— Und bin dennoch selbst bis jetzt noch nicht herabgefallen, — erwiderte Judith mit festem Tone.

— Gott gebe es! — seufzte Kápor. — Ich kam die gnädige Frau hier aufzusuchen, weil ich nicht in Ihre Wohnung gehen wollte, denn ich bin selbst nicht dreizehnpröbig. Sie verstehen mich ja? Da ich aber morgen in frühester Zeit heimreisen will, so wollte ich nur fragen, ob Sie der alten gnädigen Frau keine Nachricht zu geben haben?

— Sind Sie mit einem Wagen hier?

— Versteht sich. Belieben ja zu wissen, da wir uns über Magyarát hinaus begegneten. Ich sah Sie jedoch nicht, ich wußte von Nichts, wechselte mit Niemandem ein Wort darüber, da ich gut weiß, worüber ich zu schweigen habe. Auch

will ich Sie nicht viel mit Fragen belästigen, nur so viel möchte ich erfahren, was ich zu sagen haben werde, wenn ich zu Hause, von meinem Wagen steige, und die gute alte Frau an mich herantritt und jene Frage, welche sie an Hunderte schon gerichtet, auch an mich stellt, ob ich da mit „Ja“ oder „Nein“ antworten soll.

Sie gelangten während dieses Gesprächs bis zur Wohnung Judith's, sie schickte ihre Magd voraus, dann ergriff sie die schwielige Hand des Fuhrmanns und drückte diese mit inniger Wärme.

— Sind Sie allein?

— Ganz und gar allein.

— Möchten Sie nicht meine Magd nach Komorn hineinführen?

Kápor schien die Frage ein wenig zu apprehendiren.

— Wenn Sie in Ihre Magd größeres Vertrauen als in mich setzen. . .

— Es ist nicht wegen des Vertrauens, sondern weil der Dienstbote wieder zurückkehren muß.

— Das ist was Anderes. Mit tausend Freuden thue ich es.

— Um wie viel Uhr fahren Sie?

— Ich möchte wohl schon um zwei Uhr nach Mitternacht aufbrechen, will aber auf Ihren Dienstboten warten, da ich weiß, daß so eine städtische Magd nicht zeitlich aufzustehen pflegt.

— Fürchten Sie nichts. Sie wird um zwei Uhr eintreffen. Wo sind Sie eingekehrt?

— Ziemlich weit draußen, bei den „zwei Böcken.“ Ich würde gerne mit dem Wagen hier vorfahren, aber es könnte uns Jemand bemerken.

— Sie haben Recht. Die Magd wird Sie aufsuchen. Nun will ich Ihnen ihre Kleidung beschreiben, damit Sie sich in der Person nicht irren. Auf dem Kopfe ein rothes Tuch, am Leibe ein buntes Mieder und einen blauen Rock. Auch an der Aussprache wird sie kenntlich sein, da sie im Komorner Dialekt spricht.

— Na, das freut mich um so mehr. Schicken Sie sie mir wann immer, ich werde auf sie warten.

— Ich danke Ihnen, lieber Kápor, Gott segne Sie.

— Auch Sie behüte Gott.

Der Fuhrmann wechselte einen warmen Händedruck mit der Tochter seines einstigen Herrn, die während zweier Jahre so Vieles vom Wechsel des Schicksales zu erdulden hatte. Und bis der alte Mann aus der innern Stadt zu seinem vorstädtischen Gasthause gelangte, hatte er Muße genug über Verschiedenes nachzudenken. „Du guter Gott, — murmelte er, — wie doch Alles in der Welt so veränderlich ist! . . . Einst das herrliche, fröhliche Leben zu Hause, . . . dann die so unverhofft erfolgte schwere Stunde des Unglücks! . . Die Tochter des hohen, stolzen Herrn verstoßen

und auf der Bühne, . . . wo sie auch Ruhm und Achtung erntet, um das zu ersetzen, was sie verloren; die glänzenden Tage; der berühmte Gatte; dann die große, ungeheuere Finsterniß, welche Alles verdeckt, Alles, Alles . . . .“

Der Mann mit der schwieligen Hand fühlte es jedoch auch, daß selbst durch diese Finsterniß etwas leuchtet, etwas, wie zwei Sterne: deren einer die Treue der liebenden Gattin, der andere der unverwelkbare Lorbeer, welchen die Kunst um ihre Stirne gewunden. . . .

Kápor hatte die gute Gewohnheit, dort einzuschlafen, wo er den Kopf hingelegt. Als er in den Gasthof gelangte, legte er sich in seinen Wagen und schlief, bis es Zeit war zu erwachen. Er hatte keine Uhr, erwachte aber dennoch pünktlich, wenn es Zeit war, die Pferde zu füttern. Diese Zeit war ein Uhr Nachts.

Während die Pferde das Futter fraßen, zündete sich Kápor ein Pfeifchen an und lehnte sich mit dem Rücken an den Thorpfosten des Gasthauses zu den „zwei Böcken“, um auf die Magd Judith's zu warten. Er benützte diese Zeit dazu, um am bestirnten Himmel den Gang des großen Bären zu studiren.

Kaum hatte es jedoch im Thurme der Josefstädter Kirche drei Viertel nach Eins geschlagen, als sich eine Gestalt ihm näherte, mit einem rothen Tuche auf dem Kopfe, im blauen

Rocke. In der Hand trug sie ein kleines Bündel; . . . sie kam ganz allein.

Kápor wollte ihr zuvorkommen und grüßte sie von Weitem:

— Guten Morgen, Schwesterchen! Suchst wohl den Andreas Kápor, nicht wahr? . . . das bin ich! . . .

— Gott gebe auch Euch einen guten Morgen! — erwiderte das Mädchen in unverkennbarem Komorner Dialekt; — bin ich nicht zeitlich genug gekommen?

— Hast Du Dich in dieser finstern Nacht nicht gefürchtet, daß Dich Jemand anhält?

— Na; dem hätt' ich die beiden Augen ausgekratzt.

— Bist ein braves, tüchtiges Mädel. Komm, hier ist mein Wagen; klettere in den Sitz hinein; ich will nur noch die Pferde tränken, dannn spanne ich an, und wir fahren in Gottes Namen. Es ist besser, diese Stadt im Dunkeln zu verlassen . . . Gehst Du gerne nach Hause?

— Na, und wie . . .

— Hm! Zu Hause sieht es aber jetzt sehr garstig aus. Ist Alles abgebrannt. Auch mein Haus hat nur ein Stückchen Nothdach, in den übrigen Theil gucken die Sterne hinein . . .

Dabei half er der Magd in den Wagen, denn das Aufsteigen war mit viel Schwierigkeiten verbunden, bis man in den Strohsitz ober

der hintern Axe gelangen konnte. Doch das Mädchen verstand sich auf das Klettern vortrefflich; man sah es, daß sie armer Leute Kind sei.

Kápor tränkte dann seine Pferde der Reihe nach, spannte an, rief den Wirth, zahlte seine Zeche; bei Aufzählung der verschiedenen Sachen, die er zu bezahlen hatte, sich jener halsbrecherischen Partizipien bedienend, welche er bei ernsteren Gelegenheiten anzubringen pflegte. Dann ließ er noch einen tüchtigen Schluck unentfuselten Trebers in den Schlund hinabgleiten, schwang sich mit Leichtigkeit in den Sitz und jagte über das furchtbar holperige Pflaster, durch krumme Gassen, in denen es selbst im Hochsommer Koth- und Sumpflachen gab, und wo nur an den Ecken ein primitiver Versuch einer Beleuchtung mittelst schmieriger Oellampen vorgenommen wurde. Das genierte Kápor nicht, er jagte schnell vorwärts. Das Mädchen, welches sich mit beiden Händen festhalten mußte, um nicht vom Wagen geschleudert zu werden, riskirte die Frage:

— Kápor Bácsi! haben wir uns nicht verirrt?

— Schweig', Schwesterchen; ich weiß es schon, wo ich fahre. Denn siehst mein Kind, wir müssen dort hinausgelangen, wo die Stadt keinen Mund hat.

— Aha! Ich verstehe schon. Ihr habt keinen Paß.

— Werde auch keinen haben, und doch will ich hinausfinden.

Dann fuhr er noch in verschiedenen Windungen, durch verschiedene übelduftende Gassen, welche nur an bretternen Planken vorbeiführten, und gelangte schließlich an einer langen Reihe von Düngerhaufen vorüber, glücklich in jenes Sandmeer, welches die Hauptstadt Ungarns an allen Flanken bespült.

Hier nahm sie eine wohlwollende Akazienallee auf; als sie auch über diese hinaus waren, trat ihnen ein breiter Graben, und jenseits des Grabens ein Damm entgegen; dieser Damm war die Landstraße.

— Halte Dich fest, Schwesterchen, und fürchte nichts, — brummte Kápor neben dem Pfeifenrohre, das er zwischen die Zähne gepreßt hatte, hervor, — halte Dich fest. Damit hieb er in die Pferde und schwang sich mit seinem Fuhrwerk mit bewundernswerther Geschicklichkeit über den Graben und hinauf auf die Landstraße, ohne daß an seinem Zeug etwas gerissen oder gebrochen wäre.

Als sie auf der Landstraße waren, wies er mit der Spitze seines Peitschenstieles nach rückwärts.

— Siehst Du die Lampe, da hinter uns?

Das ist die Mauth. Der sind wir schon ausgewichen. Jetzt haben wir nichts mehr zu befürchten. . . . Die Pferdlein werden jetzt von selbst schön langsam vorwärts traben, und nun können wir plaudern. Doch siehe da, ich habe nicht einmal noch um Deinen Namen gefragt.

— Ich heiße Derzsi. Kennen Sie mich denn nicht? Bin die Tochter des Hußären vom gnädigen Herrn.

— Ach, wahrlich, Du bist es. Ach, daß ich Dich nicht gleich an der Stimme erkannte; obwohl ich mir gleich dachte, daß ich sie einmal schon gehört haben mußte. Also Du bist Derzsi, die Tochter des Hußären. Wo befindet sich Dein Vater jetzt?

— Auch er kam nach Pest, um einem Zeitungsschreiber zu helfen.

— Was, einem Zeitungsschreiber zu helfen? Etwa die Zeitung schreiben helfen?

— Nein. Um in der Stadt auszutragen, was er geschrieben; aber auch dem geht's jetzt schlecht. Sein Herr, na Ihr wißt es schon, ging ein wenig auf Reisen. Jetzt schreibt Niemand Zeitungen.

— 'Recht haben's . . . Wie geht es Dir bei Deiner Frau, he? . . . härmt sie sich stark ab, dei Arme?

— Hört Ihr, Kápor Bácsi, ich ersuche Euch nur um das Eine, mich nicht über meine

Herrin zu befragen; als ich von ihr ging, habe ich es ihr gelobt, zu keiner Seele von ihr zu sprechen; und Ihr wißt, daß ich ein ehrliches Mädel bin und mein Wort zu halten pflege.

— Da thust Du Recht daran, — sagte Kápor zustimmend, und damit er das Mädchen nicht noch einmal in Versuchung bringe, ihr Wort zu brechen, schloß er den Deckel seiner Pfeife feuersicher zu und gönnte sich ein Schläfchen, wie es Fuhrleute gewöhnt sind.

Deshalb geschah jedoch kein Fehler. Die Pferde trabten gleichmäßig fort; kam ein Wagen entgegengefahren, so raffte sich Kápor empor und sagte seinen Pferden etwas ganz im Geheimen, worauf diese schön auswichen; bemerkte er am Nachlassen des Leitseils, daß eines oder das andere seiner Thiere weniger anzog, so zankte er das Säumige in aller Stille aus, als wollte er es vor dem andern nicht beschämen. Zuweilen fiel es ihm auch ein, seine Autorität zu zeigen, da griff er nach der Peitsche, und schwang dieselbe über beide Rößlein, welche dann im scharfen Trabe ausgriffen, daß der Staub in dichten Wolken aufwirbelte; dann legte er sie wieder ruhig bei Seite und that einen tüchtigen Zug aus seinem Kulacs, indem er dabei meinte, daß man sonst sehr leicht einschlafe. Bei solcher Gelegenheit trug er auch stets dem Mädchen einen Schluck an, was diese aber dankend ablehnte,

da sie nicht gewohnt war, geistige Getränke zu sich zu nehmen.

Zeitweise begann er wieder, um sich den Schlaf zu vertreiben, seiner Reisegefährtin seltsame Geschichten aus seinem vielbewegten Leben zu erzählen, die ihm mit großer Aufmerksamkeit zuhörte und nach Art der Mädchen, wo es eben nothwendig erschien, lachte oder seufzte.

Ueber Waitzen hinaus hielt er bei der Csárda eines kleinen Dorfes, um seine Pferde zu tränken; bei dieser Gelegenheit langte er in seinen Schnappsack, um Schinken und Brod herauszuholen, womit er auch seiner Reisegefährtin aufwartete, welche es freundlich annahm und mit bestem Appetit aß.

— Na, wenn Du schon keinen Wein trinkst, so will ich Dir wenigstens diesen grünen Krug mit Wasser aus dem Brunnen anfüllen, — sagte Kápor, und es gefiel ihm außerordentlich, wie das Mädchen auf so echt Komorner Weise an der Warze des seltsam geformten Kruges sog, bei dessen Beschaffenheit man immer darauf zu achten hat, daß man sich das Wasser durch die Halsöffnung des Gefäßes nicht in's Gesicht gieße.

— Wie man's Dir ansieht, daß Du ein Komorner Mädchen bist! .. Was man aber auch sagen wolle, schön bist Du geworden, sehr schön, seitdem Du in der großen Stadt bist; umsonst, in diesem Pest kann man halt die Mädchen so

echt herrichten. In Komorn wird Dich sicher Niemand erkennen.

— Wird man mich wirklich nicht erkennen? — frug das Mädchen naiv kichernd.

— Nicht um eine Welt!

— Auch Ihr würdet mich nicht erkannt haben?

— Hättest hundertmal an mir vorüber gehen können; nie hätte ich gesagt, daß ich Dich jemals gesehen.

— So? — rief das Mädchen mit ganz anderer Stimme und anderem Blicke im Auge. — Ich danke Euch, mein Freund, dies tröstet mich ganz und gar.

Unserem Freunde Kápor fiel die Pfeife aus dem Munde, als er diese Stimme hörte. Er warf einen schnell prüfenden Blick auf die Redende, zog schnell für eine Minute seine Mütze, setzte dieselbe eben so hastig auf, schirrte seine Pferde an, sprang auf seinen Sitz und jagte, ohne ein Wort zu sprechen, mit rasender Eile aus dem Dorfe, wie nur die Pferde laufen konnten.

Als sie schon in gehöriger Entfernung von allen menschlichen Wohnungen waren, drehte er langsam seinen Kopf, und sprach die zwei Worte:

— Gnädige Frau! . . .

Mehr konnte er nicht hervorbringen. Nur deutete er durch seine Handbewegungen, sein Kopfnicken, durch das Zwinkern der Augen und

Aufziehen seiner Schultern an, daß Alles gut ... sehr gut, in der besten Ordnung sei.

Das Mädchen in der Verkleidung einer Magd war Judith selbst.

Und alles dies hatte Kápor bis jetzt nicht bemerkt, so gut gelang die Verstellung. ...

Nun ... es war eben ihr Fach. ...

„Muß sein.“

Herr Andreas Kápor konnte es zwar nicht errathen, welche Ursache Judith habe, in die Festung zu gelangen, doch redete er sich ein, daß diese eine wichtige sein müsse. Selbst als Fuhrmann hatte er so viel Art, es einzusehen, daß eine Frage hier nicht am Platze wäre.

Anderseits trug er mit vollstem Vertrauen Judith seinen Operationsplan vor, wie man in eine von allen Seiten umzingelte Stadt hinein könne.

— Es wird bereits Nacht sein, bis wir auf den Mátyás-Grund gelangen. Zum Glück sind die Neutra und Zsitva jetzt so seicht, daß wir den Brücken, auf welchen gewisse Vorposten stehen, ausweichen können, indem wir durch das Bett des seichten Flusses fahren. Dann wenden wir uns abwärts gegen Füzes, dort wohnen ehrliche Fischersleute, die sämmtlich „gute Menschen“ sind. Nach Mitternacht setzen uns diese mittelst ihrer Kähne über die Waag; Pferd und Wagen

bleiben bei meinem Gevatter zurück. . . . Ich weiß, daß Sie sich vor dem Wasser nicht fürchten.

— Nein, ich fürchte mich nicht.

— Ich wußte es ja. Sie fürchten sich weder vor dem Wasser noch vor dem Feuer. Um so besser. Fahren wir denn in Gottes Namen.

An den Csárda's, wo sie anhielten, redete Kápor stets in einem Tone mit Judith, als wäre diese seine Magd; einmal ließ er sie sogar den Wassereimer vor den Pferden halten, bis er selbst den Hafer durchgereutert hatte. Niemand konnte auch nur den Argwohn fassen, daß diese Weibsperson eine Dame sei.

Ueber Bátorkeßi hinaus bog Kápor von der Landstraße ab, und fuhr an Weingärten vorüber durch Feldwege in den verschiedenartigsten Krümmungen, machte aber die hiedurch entstandene Versäumniß dadurch gut, daß er über Wiesen und Hutweiden thurmgerade auf das Ziel losfuhr, ohne sich um Bäche oder kleinere Flüsse zu kümmern. In dieser Gegend kannte er schon jeden Strauch und jeden Stein.

Wie er's vorausgesagt, war es bereits dunkle Nacht, als sie an den Pappelwald und an die Trauerweiden-Allee des Dörfchens Füzes gelangten.

Es war aber auch die höchste Zeit, in die Nähe von Menschenwohnungen zu gelangen, denn am Himmel bereitete sich ein Gewitter vor. Vom

Süden zogen schwere Wolken heran, von momentanen Blitzen unheimlich beleuchtet.

— Macht nichts, — brummte der alte Kápor, gegen das nahende Gewitter blickend. — Wenn die Nacht ein wenig trübe wird, kommen wir um so sicherer an's andere Ufer. Fürchten das Gewitter nicht? — frug er dann, sich an Judith wendend. — Doch, was frage ich da wieder, Sie haben ja nie Furcht: weder vor dem Feuer, noch vor dem Wasser, weder vor dem irdischen, noch vor dem himmlischen Kampf. Gott hat Ihre Seele gestärkt.

Als sie vor dem Fischerhause anhielten, fielen schon die ersten schweren Tropfen auf das Schwingendach des Wagens. Im Hause hatte man bereits Licht angezündet. Kápor wendete sich an Judith und sprach: Derzsi, mein Kind, bleibe Du einstweilen im Wagen, bis ich hineinsehe, was es für eine „Luft" da d'rinnen gibt. Bin im Augenblick zurück, fürchte nichts.

Damit sprang er von seinem Sitze und verschwand durch die Thüre des Fischerhäuschens.

Während die schweren Tropfen aus dichten Wolken mit monotonem Geräusch auf die dürre Erde fallen, und später der Wind sein zorniges Lied durch die Pappeln pfeift, und während Kápor da d'rinnen mit seinem Gevatter berathschlagt, haben wir Zeit, eine kurze linguistische Studie für uns anzustellen, wie das zuweilen bei

Nervenkranken zu geschehen pflegt, wenn sie die langen, schlaflosen Nächte mit Lösung von hirnverwirrenden Aufgaben zubringen.

Die ungarische Sprache besitzt einen bekannten Ausdruck, welchen sie im gewöhnlichen Leben seit lange schon als den ihren betrachtete, obwohl die Wissenschaft nichts von ihm weiß, kein Wörterbuch ihn noch inartikulirte, kein Dichter oder Schriftsteller niederschrieb; und dennoch lebt und bewegt er sich in den Reihen der autophtonen Wörter, bald als Haupt-, bald als Zeit- oder Beiwort, bald figurirt er wieder als Adverb oder Interjektion. Als Zeitwort duldet er keine Konjugation, als Hauptwort keine Deklination, und als Beiwort keine Komparation. Weder voran, noch hinten ist ihm eine Präposition ansetzbar.

Dieses außerordentliche, unabänderliche, über Alles sich erhebende Wort heißt im ungarischen: „muszáj." Linguisten wissen es sehr gut, daß es von den beiden deutschen Wörtern: „muß sein" abstammt.

Nicht nur die ungarische, sondern selbst jede Sprache römischen Ursprungs, ist zur Wiedergabe dieses Wortes in seinem vollsten Sinne zu arm.

„Debet, — opportet, — il faut, — deve u. s. w. bedeuten: „es soll."

Das „soll" ist noch kein so großer Herr. Mit dem läßt es sich sprechen, dem kann man noch entgegenwerfen: wenn es denn doch nicht

sein soll, wenn es nur sein *sollte*, — es *soll*, wenn möglich; aber vor dem furchtbaren: „Muß sein“ verschwindet jeder menschliche Einwurf; vor diesem gibt es kein Verhandeln, keine Unmöglichkeit; es läßt nicht mit sich streiten, duldet keinen Aufschub und keine Kapazitation, es läßt sich nicht verschieben, denn: was „sein muß“ — „muß sein“.

Der ganze Krieg der Linguisten gegen dasselbe ist vergebens, das Wort lacht ihnen in's Gesicht. Ein sehr altes Sprichwort sagt: Das „Muß sein“ ersäuft nie in der Donau. — Das „Muß sein“ ist unsterblich. . . .

. . . . . Unterdessen trat Kápor aus der Hütte.

Der Regen fiel schon in Strömen; der Donner rollte mit zornigem Gebrüll durch die Nacht; es war ein Wetter, wo man keinen Hund vor die Thüre setzt.

Kápor steckte seinen Kopf unter der Plache in den Wagen hinein, und sagte leise zu Judith:

— Fürchten sich die gnädige Frau auch vor bösen Nachrichten nicht?

Judith schauderte. Doch stärkte sie ihr Herz, und antwortete:

— Ich fürchte mich vor gar Nichts.

— Nun hören Sie also die erste Nachricht. Wir können nicht über die Waag, da man alle

Kähne, Schiffe und Flösse mit Beschlag belegte und strengstens bewacht.

— Alle? Alle?

— Ein einziger „Seelentränker“ ist verschont geblieben am Boden meines Gevatters. Es ist dies ein aus einem Baumstamm gehöhltes Fahrzeug; wer würde sich in diesem auf den Fluß wagen?

— Ich!

— Dann, — fuhr Kápor fort — erzählt mir mein Gevatter als etwas Sicheres, daß die Kapitulation bereits unterzeichnet sei, und die Festung schon morgen übergeben wird.

— Mein Gott! — rief Judith.

— Wohl Denen, die da drinnen sind, die können frei ausgehen, und werden nie zur Verantwortlichkeit gezogen.

— Oh, mein Gott, mein Gott! . . . Umsomehr muß ich noch in dieser Nacht in die Stadt hinüber.

— Ich habe dies meinem Gevatter gesagt, er gab aber zur Antwort, daß es entschieden unmöglich sei.

— Lasset mich. Ich werde selbst mit ihm reden — sagte Judith, hastig vom Wagen steigend.

Kápor half ihr in ängstlicher Verzweiflung beim Herabsteigen. Er hätte sie so gerne mit etwas zugedeckt, damit sie nicht naß werde, doch Judith achtete auf den Regen nicht.

Als sie von der Küche des niedrigen Fischerhäuschens in das Wohnzimmer trat, sah sie einen hohen Mann mit weißen Haaren vor sich stehen.

— Das ist mein Gevatter, — sagte Kápor.

— Ich flehe Euch bei Gott an, — rief Judith mit gefalteten Händen — schafft mich noch diese Nacht in die Stadt hinein.

— Das kann nicht sein, — gab der alte Fischer zur Antwort, indem er sein greises Haupt schüttelte. — Selbst wenn ich meinen Kahn hätte, wäre es Versuchung Gottes, in diesem Wetter sich dem Flusse anzuvertrauen. Was mich anbelangt, würde ich mich um mein Leben wenig scheren, heißt ohnedem nichts mehr: aber die Gefahr eines Andern kann ich nicht auf meine Seele nehmen. . . Uebrigens hat man mir ja auch meinen Kahn genommen.

— O, ich weiß es, daß Ihr noch einen am Boden habt.

— Diesen „Seelentränker“? Der ist nicht für dieses Wetter. . . Was ist dieser Kahn? Eine Nußschale für diesen Sturm. In den wird sich keine Christenseele heute wagen.

— Hört Ihr mich an, Alter! Seht, ich bin nicht arm. Will mich vor Euch nicht verstellen. Hier habt Ihr meine Börse, meinen Schmuck. . . . Alles gebe ich Euch, nur führt mich über den Fluß.

— Danke, gnädige Frau. Ich handle nicht aus Habgier. Aber es kann nicht sein. Sollten Sie mir alle Schätze der Welt, selbst die, welche noch im Schoße der Erde verborgen liegen, anbieten, so würde ich doch kein Ruder in dieser Nacht in die Hand nehmen. Wegen meiner soll Niemandens Witwe oder Waise weinen. . . . Und wozu auch diese Eile? Morgen werden die Thore geöffnet, und da kann ein Jeder frank und frei hineingehen.

— O, dann wird es zu spät sein; dann ist Alles umsonst. O, daß ich es doch nicht sagen kann, wie es ist. Mein Gott, mein Gott!

Judith ging weinend und händeringend im Zimmer auf und ab, und suchte mit allen möglichen Bewegungen dem Fischer etwas begreiflich zu machen, was sie mit Worten hier nicht ausdrücken durfte. Der Fischer zog die Achseln in die Höhe und legte wiederholt die flachen Hände auf die Brust, wie Einer, der sich entschuldigt.

— Hört mich an! —sprach Judith plötzlich, vor dem alten Manne stehen bleibend — Ihr sagtet so eben, daß Ihr Niemandens Tod auf Eure Seele laden wollt. Nun wißt also, daß es das Leben zweier Menschen kosten wird, wenn Ihr mich nicht allsogleich in die Stadt hinüber führt; . . . diese zwei Leben sind das meinige und das meines Gatten. Wenn wir uns in die bevorstehende Gefahr wagen, kann uns Gott helfen und

glücklich hinübergeleiten; wenn ich mich aber zurückschrecken lasse, dann wird mich die andere Gefahr tödten, und zwar auf eine erschreckliche Weise. Ich muß in die Festung!...

Diese Worte waren im Tone der Verzweiflung gesprochen; der alte Fischer faltete die grauen, struppigen Augenbrauen und hielt seine schwielige Hand vor den Mund. Da platzte plötzlich Kápor mit der mühsam zurückgehaltenen Sprache heraus.

— Versteht Ihr es denn nicht, Gevatter? Es „muß sein“, daß die gnädige Frau heute noch in die Festung gelangt, es „muß sein!“

Der Fischer seufzte tief auf.

— Wenn es „sein muß,“ dann „muß es sein;“ Gott thue mit uns, wies ihm gefällt.

Judith drückte außer sich vor Freude die Hand des alten Fischers, sie würde dieselbe vielleicht auch geküßt haben, wenn er's zugelassen hätte.

— Nun, gnädige Frau, was „sein muß,“ das „muß sein“... Ich weiß es nicht, was Sie sind, was Sie vorhaben. Will es auch nicht wissen. Es genügt, daß mir mein Gevatter sagte, daß ich Sie noch heute über den Fluß setzen muß. Nun so werde ich Sie hinübersetzen. Wenn Sie entschlossen sind, so ist das schönste Wetter hiezu.

Der Regenguß verhindert es, daß wir gesehen werden können; gewahrt uns die Schild=

wache, kann sie uns nichts anhaben; ich möchte den Burschen sehen, der es unternimmt, uns zu verfolgen. Den Plan können wir jedoch nicht jedem Narren mittheilen; hier müßt Ihr beihilflich sein, Gevatter.

— Das will ich auch, denn auch mich drängt es, noch heute drüben zu sein.

— Könnt Ihr rudern?

— Welche Frage, ein Komorner Kind sollte nicht rudern können!..

— Gut. Versorgt also früher Eure Pferde, dann werden wir den Kahn vom Boden herunter holen.

— Früher den Kahn, dann die Pferde!.. das hieß viel gesagt von einem Fuhrmann!

Die Männer stiegen demnach zuerst auf den Boden hinauf und brachten den leichten Nachen auf den Achseln herab, trugen ihn in's Zimmer, und legten ihn, mit dem Boden nach Aufwärts gekehrt, nieder; dann erst ging Kápor, um seine Pferde in's Trockene zu bringen.

— Wie heißt Ihr, alter Freund? — frug Judith den Fischer, welcher, während sein Gevatter für seine Pferde sorgte, mittelst eines hölzernen Hammers und Meißels mit Fett getränkte Lappen in die Ritzen und Fugen des Kahnes trieb. — Ich möchte es wissen wenn ich segnen soll, wenn mich Gott aus der Gefahr rettet.

— Mein Name ist Johann Tuba, — erwiderte der Alte. Verflossenen Sommer habe ich mein neunundsiebzigstes Jahr erreicht. Meine Gattin starb voriges Jahr; meinen letzten Enkel, den ich noch hatte, schickte vor etlichen Wochen eine Kanonenkugel in's ewige Leben. Der Herr gab sie mir, meine Lieben, der Herr nahm sie mir auch, sein Name sei gesegnet. Jetzt bin ich allein.

Aus dieser kurzen Biografie ist es ersichtlich, daß nicht die goldenen Tage der Zukunft es waren, die den Alten zurückhielten, sich der Gefahr auszusetzen.

Nach kurzer Zeit kehrte Kápor zurück, und auch der Kahn war bereits ausgebessert.

— Nun, Gevatter, — sprach der alte Fischer — richten wir uns für's Wetter ein, — und dabei begann er sich seiner Csismen zu entledigen. Auch Kápor that desgleichen.

Dann zogen sie jede schwere Kleidung aus bis auf die leinene Wäsche.

Tuba nahm hierauf aus seiner hölzernen Truhe einen langen, dünnen Lappen, und blies in das eine Ende desselben gewaltig hinein. Es war dies ein dicker Ochsendarm, welcher sich steif aufblähte; dann band er das Ende, wo er hineingeblasen, zu, trat hierauf zu Judith und forderte sie ohne jegliche Zeremonie auf, die Arme in die Höhe zu heben, und band ihr dann das primitive „life preservet“ um den Leib. Der Rettungs-

gürtel, welcher für einen männlichen Leib bestimmt war, mußte doppelt um ihre zarte Taille gewunden werden.

— So. Das wird Sie nicht untersinken lassen. Jetzt brechen wir in Gottes Namen auf.

Judith nahm ihr kleines Bündelchen unter den Arm, die Männer luden das leichte Fahrzeug auf ihre Schultern, nahmen Ruder und Steuer in die Hand und gingen zur Thüre hinaus.

— Wo ist der Wasserschöpfer?

— Den werde ich tragen, — sagte Judith, nach demselben langend. — Das wird ohnehin Arbeit sein.

— Eine brave Frau, sehr brave Frau! — brummte der alte Fischer.

Es war ein Wetter draußen, in welchem nur dem Tode geweihte Menschen sich unterfangen, Gott zu versuchen.

Der Regen strömte, schräge vom Winde getrieben, hernieder; wenn der Blitz die Finsterniß erhellte, schien es, als hingen Millionen silberner Fäden vom Himmel herab, zwischen denen drei dunkle Schatten dem Ufer entlang schweben.

Vom steilen Ufer konnte man das Fahrzeug nicht in's Wasser gleiten lassen, die brandenden Wogen würden es augenblicklich umgeworfen haben. Man mußte nach einer seichten Stelle suchen, wo die Wellen schäumend über den Sand liefen. Hier stieg der alte Fischer zuerst

in's Wasser und ließ den Kahn von den Schultern gleiten; Kápor hielt den Strick fest. Zuerst bestieg Judith das schwache Fahrzeug, dann Kápor, und schließlich Tuba. Als sie vom Ufer abstießen, rissen Sturm und Wogen das leichte Fahrzeug gleich einer Feder mit sich.

Der Sturm tobte den Rudernden entgegen. Die ganze Oberfläche der Waag war grau von dem Schaum der aufgepeitschten Wogen, zwischen denen der winzige „Seelentränker" alle Augenblicke verschwand, um bald mit dem Vorder-, bald mit dem Hintertheile aus den schaukelnden Armen der Todtenamme aufzutauchen.

Der Sturm pflegt keine normale Richtung zu haben. Bald greift er die Flanke, bald die Fronte an, dann fällt es ihm ein, ganz stille zu stehen, um mit erneuerter Wuth loszubrechen. Wer kennt seine Launen?

Aus der Ferne erschollen Nothrufe; am Wasser treibt eine von ihrem Anker losgerissene Mühle abwärts, die Leute darauf rufen um Hilfe; . . . der Kahn treibt geräuschlos zwischen den zwei Feinden, der Luft und dem Wasser, vorwärts. . . . Die Flüchtigen rufen nicht um Hilfe.

Und doch schwebt die Hand des Todes über ihnen.

Eine jede Welle, welche sich vor ihnen spaltet, zeigt ihnen das nasse Grab; eine jede Brandung, welche mit ihrer schäumenden Mähne

heranstürmt, scheint das gespenstige Roß des kalten Todes zu sein, welcher so nahe ist. . . .

In diesen ewigen Momenten des verzweifelten Kampfes tauchte in der Erinnerung der vielgeprüften Frau jene schreckliche Szene auf, die sie schon einmal am Grunde dieses eisigen Grabes erlebt; sie fühlte abermals den peinlichen Kampf mit dem würgenden Element, den stummen Todesschmerz, den Schreck, welcher früher die Seele, dann erst den Körper tödtet; sie fühlte den krampfhaften Druck jener furchtbaren Hand, welche sie damals ergriff und hinab auf den Grund des Wellengrabes zerrte.

Die Erinnerung an diese Hand lähmte auch jetzt ihren Körper und ihre Seele; vielleicht lauert diese Hand auch jetzt da unten in der Tiefe des Stromes! . .

Sturm und Wogen rissen das leichte Fahrzeug wie eine Feder mit sich.

Die Männer mußten all' ihre Kraft anstrengen, um nicht an's Ufer zurückgeworfen zu werden. Sie nährten die Hoffnung, daß, wenn sie sich dem Winde und den Wogen überlassen, sie die Insel, welche inmitten der Waag liegt, rreichen können, von dieser Insel führt eine Brücke in die Stadt hinüber. Im schlechtesten Falle können sie an den Brückenpfeilern anstoßen, wo selbst dann Rettung möglich ist, wenn der Nachen umkippen sollte.

Die beiden Männer bemühten sich nun mit vereinten Kräften und gleichmäßiger Geschicklichkeit, das Fahrzeug gegen die Gefahr zu schützen, während Judith, am Boden des Kahnes knieend, sich fortwährend mit dem Wasserausschöpfen beschäftigte, denn der heftige Regen sowohl, als die ungestümen Wogen füllten den Seelentränker immer wieder.

Bei den von Zeit zu Zeit aufleuchtenden Blitzen konnten sie gewahren, daß sie von beiden Ufern gleich entfernt seien, folglich bereits in der Mitte des Stromes treiben.

Das Leuchten der Blitze zeigte ihnen aber auch die Reihenkette der am Ufer aufgestellten Vorposten, welche trotz des Unwetters an ihren Posten standen.

Einer derselben wurde den Kahn gewahr und rief den Leuten zu. Den Sinn seiner Worte hatte jedoch der brüllende Sturm weggefegt.

Rief er ihnen vielleicht, daß sie stille halten oder umkehren sollten?!...

Dann knallte ein Schuß, die Kugel pfiff durch die tobende Luft und schlug zischend in's Wasser.

Die übrigen Wachposten harrten, durch den Schuß aufmerksam gemacht, nur des nächstfolgenden Blitzes, um auf die Wagehälse zu feuern.

Dieser Blitz zögerte jedoch, und der Kahn flog nun, von der Strömung ergriffen, in der Richtung des Flusses, zwischen zwei feindlichen

Schanzen, deren Kanonen ihn gleichzeitig in den Grund bohren konnten.

Plötzlich näherte er sich einem dunklen Gegenstande, welcher durch Regen und Finsterniß nur schwer zu unterscheiden war. Es war die Insel; die Brandung warf den Nachen an das Ufer und versenkte ihn in demselben Moment.

Kápor ergriff mit einer Hand einen herabhängenden Weidenast, mit der andern faßte er die Hand Judith's, und hielt diese so über dem Wasser schwebend. Der alte Fischer verschwand... er ging zu seinen Kindern und Enkeln.

Judith schöpfte aus der drohenden Gefahr neue Kraft und klammerte sich auch ihrerseits an einen ausgeschwemmten Stamm, über welchen sie, mit Hilfe Kápor's, das Ufer erklomm.

Der umgestürzte Kahn trieb auf den Wellen weiter.

Kápor rief noch einige Mal den Namen seines verschwundenen Gevatters; schließlich beruhigte er sich, daß der vorzügliche Schwimmer schon irgendwo an's Land gelangen werde; ... er beeilte sich daher, Judith in die Stadt zu bringen.

Judith triefte vom Wasser. Aber selbst in der größten Gefahr hatte sie ihr Bündelchen nicht von sich gelassen.

Die Beiden brachen sich nun zwischen dem Weidengestrüppe der Insel entlang Bahn und

gelangten glücklich zu der schmalen, steilen Treppe, welche auf die Brücke hinaufführt.

— So, jetzt wären wir hier. Trachten wir nun, zu meinem Hause zu gelangen.

Kápor war sehr überrascht, als er am Ende der Brücke, wo das Wachthäuschen stand, Niemanden traf. Der Posten war hier bereits eingezogen, es war ja schon Alles zu Ende. Niemand hielt die Ankömmlinge an. Sie betraten die Stadt.

— Gnädige Frau, wir sind „zu Hause“.

Der Mond blickte in diesem Momente durch die zerrissenen Wolkenmassen, welche mit traurigem Gedröhne gegen die Almáser Gebirge zogen.

Judith sah sich ein furchtbares Bild entrollen. Eine Stadt, deren jedes Haus sie vor zwei Jahren noch kannte, und jetzt vermochte sie nicht eine einzige Gasse wieder zu erkennen.

Stellenweise fehlten ganze Häuserreihen; wo sie einst gestanden, gähnt ein leerer Raum. An einer Stelle sind bekannte Plätze mit Pallisaden verrammt; hinter ihnen erhebt sich ein improvisirtes Pfahlwerk; bald wieder gelangten sie an eine lange Häuserreihe, wo nur ein jedes zehnte Haus durch ein Nothdach geschützt ist, die übrigen sind nackte Ruinen, mit schwarz gähnenden Fensterreihen.

Kápor eiferte Judith, welche nicht vorwärts kam, zur Eile an: Gehen wir, gehen wir, bleiben wir nirgends stehen!...

Ueber den Trümmerhaufen der einst schönen Stadt ragten fünf traurige Thiergestalten empor.

— Eilen wir, eilen wir! ...

Keiner einzigen Patrouille konnte man begegnen ... Wozu hätten sie auch gedient?

Jetzt kamen sie an eine Ecke, wo Judith erschüttert anhält. An diesem Hause vermag sie nicht vorüber zu eilen, ohne still zu halten, trotzdem sie Kápor zur Eile antrieb.

Dieses Haus — ist ihr Elternhaus.

Es ist bis auf den Grund niedergebrannt. Die kahlen Wände hatte der Regen verwaschen, im Hofe wucherte Unkraut, die Kellerwölbungen hatten die Bomben durchbrochen, Sie warf durch das verrostete Gitter einen Blick in das Zimmer, an welches sich so viel schöne Erinnerungen knüpfen. Sie erkennt es noch an den Ueberbleibseln der Malerei, welche silberfarb mit blauen Blumen gewesen. Die Wände haben noch hie und da die Farbe behalten.

Dort stand einst ihr Klavier, auf welchem sie die Lieblingsmelodien Béla's spielte; dort hing das Portrait des Geliebten, hier hingen die Portraits ihrer Eltern. In jenem Alkoven stand hinter weißen Gardinen ihr Bett, und hier knapp am Fenster ihr Arbeitstischchen. — Jetzt überwuchert mannhohes Unkraut das Fenster, aus dessen Rissen giftige Pilze ihre Köpfe hervorstecken.

Dies war einst das Heiligthum ihrer glücklichen und unglücklichen Liebesträume.

Dort rauscht etwas im dürren Unkraut, vielleicht ein kaltes, giftiges Reptil, welches jetzt in diesem Raume haust.

— Gehen wir weg von hier! . . . gehen wir, — mahnte Kápór seine träumende Gefährtin, und zog sie sanft von der traurigen Stätte weg.

Judith seufzte tief auf. In diesem Seufzer offenbarte sich der Gedanke: Mutter! ich bin dennoch glücklich!

Nachdem sie durch die lange, krumme Megyorcser-Gasse geschritten, gelangten sie an eine ziemlich erhaltene Häusergruppe, unter welcher sich auch Kápor's Hütte befand.

Kápor war Witwer. Er hatte sein Weib dieses Jahr begraben. Die Hauswirthschaft versah seine Tochter, diese hieß Katicza.

Das Mädchen lief mit einem Freudenschrei auf die Gasse hinaus, als sie die Stimme ihres Vaters erkannte. Sie glaubte, er sei vom Himmel gefallen.

— Nur stille, stille mein Kind! — beschwichtigte sie der Alte; — brauchst keinen so großen Lärm zu schlagen, ich bin nicht allein gekommen.

— Wen habt Ihr denn noch mit Euch?

— Ich werde es Dir schon sagen, wenn er fortgegangen. Schließe die Thüre des ersten

Zimmers auf, und bleibe dann ruhig im Hinterstübchen, bis ich Dich rufen werde.

Judith blieb einstweilen auf der Gasse stehen, bis Kápor aus dem Hause tretend, ihr bedeutete, daß sie nun unbemerkt hinein könne.

— Ich möchte mich umkleiden, — sagte Judith — bin bis auf die Haut durchnäßt.

— Bitte nur in's Zimmer zu gehen, dort können Sie die Kleider meiner Tochter anlegen.

— Danke. Ich habe mir Kleider mitgebracht.

— Die werden aber auch naß sein.

— Das thut nichts.

Damit trat Judith in's Zimmer und verriegelte die Thüre hinter sich; — unterdessen rief Kápor seine Tochter, befahl ihr, Feuer zu machen und ein gutes warmes Frühstück zu bereiten; er erzählte ihr hiebei im Kurzen, wo er gewesen, welche Schicksale er erlebt hattef verschwieg aber wohlweislich Alles, was sich au, Judith bezog.

Das Feuer brannte bereits lustig, und die darüber hängende Pfanne spendete einladenden Duft, als sich die Thüre des sogenannten ersten Zimmers halb aufthat, und Judith ihre Stimme ertönen ließ:

— Kápor Bácsi! . .

— Befehlen, gnädige Frau? — rief Kápor, bereitwillig der Thüre zueilend.

Als er in das Zimmer trat, blickte er staunend um sich. Vor ihm stand ein junger Mann, in voller Offiziersuniform, mit kurzgeschorenem Haar und einem rothen Käppchen auf dem Kopfe. Selbst die Stimme konnte er nicht wieder erkennen, denn sie klang steif und barsch.

— Habt Ihr nicht irgendwo einen überflüssigen Säbel?

Kápor konnte aus seinem Staunen nicht herauskommen. Wo kam Judith hin, und wie kam dieser junge Offizier hieher?

Da nahm Judith ihren natürlichen, weichen Ton an, und sagte, sich freundlich an den Alten wendend:

— So gebt mir denn einen Säbel, denn ohne den bin ich kein ganzer Soldat.

Kápor schlug die Hände vor Ueberraschung zusammen, und rief: „Na, das hat auch noch keine Menschenseele gesehen!"

— Wie sollte ich keinen Säbel haben? Bin doch selbst Nationalgardist gewesen, — sagte er mit hastiger Bereitwilligkeit, und griff nach dem Schleppsäbel, welcher in der Ecke an der Mauer hing, schnallte ihn um die Hüften Judith's, indem er seufzend in den Bart brummte: „was man noch Alles erleben muß!"

Kápor's natürlicher, schnellfassender Geist begriff sofort, wozu diese Verkleidung diene

Er fand sich auch allsogleich in seine Rolle, und sprach mit seinem Gaste in barsch soldatischem Tone.

— Treten Sie in die Küche heraus, gestrenger Herr Hauptmann, hier können wir uns am Feuer erwärmen, meine Tochter Katicza bereitet soeben das Frühstück.

Während er so sprach, hatte er die Frauenkleider Judith's in den Schrank versperrt, damit sie Niemand gewahr werde.

Judith sah einem Mann vollständig ähnlich, und das war keine geringe Kunst. Das Kleid trägt zwar viel zu dieser Kunst bei, aber nicht Alles. Der verbrämte Bekes verbarg zwar die reizenden Frauenformen, die hohe Kravatte den geschmeidigen Hals; das durch geschickt angebrachte Schminke gebräunte Gesicht erhielt eine männliche Färbung, die Zigarre im Munde trug außerdem viel dazu bei, um die Täuschung vollkommen zu machen; trotzdem blieben so viel kleine Nuancen übrig in der Haltung, im Gang, welche auch durch die Maske die Frau in einem selbstvergessenen Momente verrathen konnten. Der Kopf darf nicht sanft nach Vorne geneigt sein, sondern muß stolz aufrecht gehalten werden; die einwärts gewöhnten Kniee müssen frei und nach auswärts stehen; der ganze Körper muß im Stehen und Gehen stets auf den Fersen ruhen und nicht auf den Fußspitzen; die Hüften müssen

ihre Gelenkigkeit verleugnen, die Schultern auseinandergespreizt gehalten werden; dabei muß sich im Blicke, in Haltung und Bewegung stets jene Selbstständigkeit und jener Muth äußern, welcher nur wahren Männern eigen, und was das Schwierigste ist, das Gesicht muß die angewohnte Gleichgiltigkeit dem schärfsten Mannesblicke gegenüber zu bewahren wissen.

Alles dies gelang Judith auf das Trefflichste. Sie trat in die Küche, bot dem Mädchen einen „guten Morgen", zündete die Zigarre am Feuer an und schwang sich an den Rand des großen Herdes hinauf, um da sitzend ihre Sporen nach dem Takte des Liedchens, das sie pfiff, zusammen zu schlagen.

Nach ihr trat Kápor in die Küche mit einer viereckigen Flasche und einem kleinen Gläschen in den Händen. Die Flasche enthielt einen starken Branntwein, der auf allerlei duftende grüne Kräuter angesetzt war.

— Nehmen Sie ein wenig Schnaps, gestrenger Herr Hauptmann, — sagte er, das Gläschen mit der smaragdfarbenen Flüssigkeit füllend. — Wird nach dem Marsche nicht schaden.

Judith hatte nie eine geistige Flüssigkeit gekostet, dennoch stürzte sie den Inhalt des dargebrachten Gläschens schnell hinab.

— Trinkst Du nicht auch? — frug sie das Mädchen mit vom scharfen Getränk erstickter Stimme.

— Gott bewahre! — rief das Mädchen abwehrend, — das Zeug möchte mir ja den Magen durchbrennen.

Auch Judith glaubte, daß ihr so geschehe.

— Doch ist es hundertmal besser als Dein Gebräu da, — sagte Kápor, nachdem er sich von der Vortrefflichkeit seines selbst angesetzten Stärkungstrankes überzeugt hatte. — Hättest es gar nicht kochen sollen!

— Was würde denn die „gnädige Frau" da im Zimmer gefrühstückt haben? — entgegnete Katicza mit ihrer Hausfrauenweisheit.

Judith lachte laut auf.

— Was für eine gnädige Frau? — rief Kápor.

— Zu der Ihr soeben gesprochen, als Ihr sagtet: „Was befehlen gnädige Frau?"

Kápor gerieth in Zorn.

— Ich ... hätte „gnädige Frau" gesagt. Du Talk Du ... Willst Du mir etwa aufbinden, daß ich betrunken sei? ... Gnädige Frau! ... Unerhört! Mache ein anderes Mal Deine Ohren besser auf, und schließe Deine Augen, und halte den Mund! ... Verstehst Du?!

— Na, na, Kápor-Bácsi, nur sachte ein wenig. Man darf ein Mädchen nicht vor einem Manne beschämen, — sagte Judith, und fügte in energischem Tone hinzu: — Das lasse ich nicht zu. Schock Donnerwetter! ...

Kápor brauchte nur dieser Andeutung, daß er nun fluchen müsse, und verstand sich gleich dazu.

— Kreuz Donnerwetter! Ich soll sie nicht schelten? Ist sie nicht meine Tochter?! . . .

— Und was dann, wenn sie meine Geliebte wird?

— Das werde ich mir ausbitten, Donner noch einmal!

Als das Mädchen den Streit hörte, lief es erschrocken aus der Küche.

Kápor und Judith lachten dann nach Herzenslust, daß ihnen der Streich so gelungen.

— Prächtig! . . . Ausgezeichnet! Das geht ja, als wenn Sie schon jahrelang in der Kaserne gewohnt und Rekruten abgerichtet hätten.

Die verscheuchte Katicza konnte nur mit Mühe in die Küche zurückgelockt werden, und als sie endlich kam, hätte sie nicht um die Welt mehr den Blick auf den Offizier gerichtet, woran sie auch ganz recht that.

Als der Kaffee aufgetragen war, holte Kápor stark gepfefferten Speck aus der Kammer und setzte denselben seinem Gaste vor. Judith verschmähte den Kaffee und langte nach dem Speck, um auf echte Männerart zuzugreifen; während des Essens bediente sie sich der Faust anstatt einer Serviette, ganz so, wie es Soldaten im Lager zu thun pflegen.

Kápor lachte zufrieden in den Bart, und nur

hie und da brummte er: „Sähe ich's nicht, nimmer würde ich's glauben.“

Mittlerweile begann der Morgen zu grauen. Auf der Gasse ertönte Trommelschlag, und die Stadt begann lebendig zu werden. Aus jedem der Häuser traten Soldaten heraus, um sich in Reih' und Glied zu stellen. Offiziere in voller Parade eilten der Festung zu. Judith nahm plötzlichen Abschied von Kápor, mengte sich zwischen die Offiziere und ging, wohin diese gingen.

Kápor sah ihr lange nach; weder Haltung noch Gang verrieth das Weib.

„Wer möchte es glauben, daß es dennoch ein Weib ist!“ brummte der Alte, sich die Hände reibend....

Judith gelangte unbehindert in die Festung Auf dem Wege dahin erfuhr sie von ihren improvisirten Kameraden, daß die Geleitscheine für die kapitulirende Armee heute ausgestellt werden.

Judith raisonnirte folgendermaßen: Die Geleitscheine werden entweder durch das jeweilige Festungskommando, oder durch die Befehlshaber der Okkupationstruppen verabfolgt. Im ersteren Falle hatte sie selbst dann nichts zu fürchten, wenn sie erkannt würde, denn die Betreffenden werden ihr den Betrug gewiß nicht übelnehmen. Wenn aber die Anderen diese Aufgabe vollziehen, so hat sie unter ihnen keinen Bekannten, und kann unter dem Namen ihres Gatten leicht

durchrutschen, und diesen dadurch von der größten Gefahr retten.

Sie glaubte schon selbst über jede Gefahr hinaus zu sein, und daß der glücklichen Ausführung ihres Planes nichts mehr im Wege stehe.

Es herrschte ja bereits ein so liebenswürdiges Durcheinander in der Festung, daß ein so kleines qui pro quo leicht übersehen werden konnte.

Gegen dreihundert Stabsoffiziere standen gruppirt im Hofe; Stabsoffiziere, die keinen einzigen Soldaten in der Festung hatten; — Subalternoffiziere an die Tausend, die nicht zur Besatzung gehörten, unter ihnen eine Menge, die gestern noch keine Soldaten gewesen. Es war dies ein Akt der Rettung, dem man gerne durch die Finger sah. . . Jedem, der zur Besatzung gehörte, war freier Abzug zugesichert.

In der Festung erfuhr es erst Judith, daß die Geleitscheine durch eine gemischte Kommission vertheilt werden.

Sie trachtete nicht vorzudringen; sie hoffte, man werde gegen Ende weniger aufmerksam sein, und sie daher weniger Gefahr laufen, erkannt zu werden.

Dann kalkulirte sie, daß man in die Altersrubrik „einundzwanzig“ schreiben werde; hieraus läßt sich im Ungarischen, sei es mit Ziffern oder Buchstaben geschrieben, leicht „vierundzwanzig“ machen, ohne daß man die Fälschung bemerken

könnte. . . . Béla Lávay war vierundzwanzig Jahre alt.

Sie hatte also Alles im Voraus bestens ausgedacht.

Gegen Mittag begannen sich die dichten Gruppen der sich meldenden Offiziere zu lichten, da Viele, des Wartens müde, die Sache auf Nachmittag verschoben, oder zum Speisen gingen; ebnn diese Zeit benützte Judith und betrat den Pavillon, wo sich das Bureau der Kommission befand.

Es waren dies dieselben Zimmer, in welchen einst die alte Lávay in finsterer Nacht erschien, um die Ehre ihres Sohnes mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. . . Damals die Mutter, jetzt die Gattin.

Der größte Schutz des Himmels ist, den er durch die Liebe des Frauenherzens sendet.

In den vollgefüllten Räumen herrschte eine egyptische Hitze, trotzdem daß sämmtliche Fenster offen standen; im Vorzimmer gab es kein Plätzchen, wo man sich niederlassen konnte. Judith fühlte ihren Kopf schwindeln; die drückende Lage, das Herannahen des für's Leben entscheidenden Augenblickes, die Zweifel die in ihr aufzutauchen begannen in dem Momente, wo sie ihrer ganzen Seelen- und Körperkraft bedurfte, hatten sie hart angegriffen. . .

Endlich kam die Reihe an sie, daß sie bis

zu jener Thüre gelangen konnte, hinter welcher die Kommission tagte.

Sie wurde hineingelassen.

An einem langen Tisch saßen mehrere der Besatzung angehörige Offiziere, die sie nicht kannte, und wieder Andere aus dem feindlichen Lager; ... von diesen kannte sie jedoch Einen sehr gut ... und dieser Eine mußte auch sie und auch ihren Gatten Béla sehr gut kennen ... dieser Eine war der alte Kolbay ...

Als Judith dieses Gesicht gewahr wurde, drängte sich ihr alles Blut nach dem Kopfe. Auf dieses Unglück war sie nicht vorbereitet, obwohl es ganz natürlich schien, daß Kolbay dort sitze.

Der Veteran hatte einen ganzen Stoß bedruckter Zettel vor sich liegen, deren Rubriken er mit der Personsbeschreibung der sich nacheinander Meldenden ausfüllte; zu diesem Zwecke hatte er auch seine Brille aufgesetzt.

Ein anderer Offizier stand an einer offenen Truhe, aus welcher er die letzte Monatsgage Jedem, der seinen Zettel hatte, einhändigte.

Vor Kolbay war die Verstellung unmöglich.

Judith fühlte sich von einer Ohnmacht angewandelt; sie bedurfte der ganzen Stärke ihrer Seele, um ihren erstarrenden Nerven zu gebieten, damit sie sich im entscheidenden Momente nicht durch deren Schwäche verrathe.

Kolbay betrachtete starr die jugendliche Gestalt mit seinem strengen Blicke, und frug dann im trockenen Tone:

— Wie heißen Sie?

Judith fühlte die Schwere eines Gewitterhimmels auf ihren Schultern lasten, als sie die Frage beantworten mußte:

— „Béla Lávay" . . . .

. . . . Kolbay heftete abermals einen langen Blick auf das Gesicht Judith's, welche im Todeskampfe der Verzweiflung wartete, wie diese trockene knarrende Stimme ausrufen werde:

„Das ist nicht wahr! . . . Ich kenne Béla Lávay! . . Sie sind es nicht. . . Sie sind Hargitay, seine Gattin! . . .

Der Veteran reinigte sich jedoch die Brille mit seinem bunten Sacktuche, beugte sich dann über den vor ihm liegenden leeren Zettel und schrieb: „Béla Lávay, Hauptmann."

Sodann hob er abermals seinen Kopf in die Höhe und frug mit der gewöhnlich knarrenden Stimme:

— Wie alt sind Sie?

Judith gewahrte es in diesem Momente erst, daß der Geleitschein in deutscher Sprache ausgestellt ward und die Jahreszahlen mit Buchstaben eingetragen wurden.

Somit konnte sie nicht nach ihrer bereits angestellten Berechnung aus „einundzwanzig" vier=

undzwanzig machen, denn dies geht in deutscher Sprache nicht.

Dieser neue Schreck erdrückte sie beinahe.

Was soll sie nun antworten. Sagt sie einundzwanzig, so kann Béla keinen Gebrauch vom Geleitsschein machen; . . . wenn sie vierundzwanzig angibt, wird man ihr's nicht glauben, da der männliche Zug im Gesichte fehlt.

„Einundzwanzig“ . . . stammelte sie endlich heraus.

— Welch' ein junges Kind! — murmelte ein Offizier im weißen Waffenrock.

— Besondere Kennzeichen? — knarrte der Veteran und schrieb: „Gesicht: oval, Augen: schwarz, groß; Mund: klein, Haare: schwarz, kurzgegeschoren. . .

Der Offizier im weißen Waffenrocke fügte hinzu:

— „Eine Narbe auf der Stirne.“

Kolbay hob den Kopf empor und richtete seinen kalten Blick auf, die kaum vernarbte Wunde, beugte sich etwas vor, um besser zu sehen, und schrieb dann: „eine Narbe auf der Stirne.“

Von dem, was nachher geschah, wußte Judith nichts mehr. Wie sie aus dem Zimmer kam, wie sie über die Stufen auf den Korridor des Pavillons gelangte, wußte sie ebensowenig, als sie eine klare Vorstellung davon hatte, was

sie that, als sie den Kopf auf die Schulter eines grauen Artillerieoffiziers lehnte, der ihr ein Glas frischen Wassers bot.

— Ist Dir übel geworden, Kamerad? Kein Wunder in der verdammten Hitze, und im zugeknöpften Bekets. . . Weshalb knöpfst Du ihn nicht auf?

— Nein, nein! — wehrte Judith ab, in langem Zuge die frische Luft einathmend. — Es ist schon vorüber, ich danke Dir.

— Dann sehe, daß Du auf Dein Quartier kommst, und lege Dich zu Bette; hier hast Du Deinen Geleitschein und Dein Geld.

— Was für Geld?

— Nun, Deine Monatsgage, welche Dir noch gebührt.

— Ah, richtig. Ich danke.

Der alte Artillerist klopfte den jungen Kameraden auf die Achseln und dachte: Dir wäre es auch noch besser gewesen, bei Deiner Mutter zu bleiben und ihr Strickwolle abwickeln zu helfen.

Judith lüftete beim Grüßen die Mütze, der alte Soldat gewahrte hiebei die Wunde.

— Verzeihe mir, Bruder! — rief der alte Haudegen, die Hand bietend.

— Weshalb? — frug Judith verwundert.

Der Alte drückte stumm die dargebotene Hand. . . Er bat um Verzeihung für seine Gedanken, die er nicht ausgesprochen.

Judith gewann an der freien Luft ihr volles Bewußtsein und eilte dem Hause Kápor's zu.

Auf dem Wege dorthin dachte sie ununterbrochen darüber nach, wie man aus dem deutschen „Einundzwanzig“ ein „Vierundzwanzig“ zaubern könnte.

Als sie, aus ihrem Nachgrübeln plötzlich erwachend, aufblickte, befand sie sich vor dem Hause der Mutter Béla's.

Das Haus hatte bereits ein neues Dach, nur waren die Wände noch nicht frisch angeworfen, die Fensterstöcke waren jedoch schon eingemauert.

An einem dieser Fenster gewahrte sie die Mutter Béla's.

Die alte Dame trug keine Haube am Kopf; die grauen Haarbüscheln hingen ihr wirre in's Gesicht. Sie stand mit verweinten Augen da, und blickte jeden Vorübergehenden fragend an, als suchte sie Denjenigen, der ihr von ihrem Sohne Nachricht brächte.

Und Judith war doch so unbarmherzig, daß sie ihr Gesicht abwendete, um nicht erkannt zu werden.

Die Gefahr ist ja so lange, als sie Béla in seinem Asyl aufsucht, nicht beseitigt. Die Beruhigung der Mutter könnte ihn verrathen. Die Mutter muß noch lange, so lange weinen, bis der Streich gelungen. Für diesen grausamen Gedanken mußte Judith einst schwer büßen.

Von der Mutter hätte sie ja nichts für ihren Geliebten zu fürchten gehabt. Würde sie ihr nur so viel gesagt haben: „Béla lebt; sein Geleitsschein befindet sich in meinen Händen; bis ich ihm dieses Papier nicht übergeben haben werde, schließe Dich ein, zeige Dich vor Niemandem, man könnte Dir das Geheimniß von Deinem Gesichte herablauschen;" ... die alte Matrone hätte sicherlich gehorcht, sie hätte ihr Haus in eine Klause umgestaltet und hätte selbst ihre Fenster verrammt, damit ja Niemand die Ruhe auf ihrem Gesichte erblicke.

Doch war die Besorgniß Judith's so groß, daß sie ihr Vertrauen mit Niemandem zu theilen sich getraute, außer mit dem einzigen Manne, den sie liebte, den sie beschützte, und außer welchem keine Seele für sie auf der Welt lebte.

Sie hatte nur noch eine Sorge, wie die Jahreszahl umzuändern wäre.

Schwefelsäure vertilgt die Spuren der Tinte vom Papier ... Aus dem großen „C" kann man ein „V", aus dem kleinen „n" ein „r" machen, dann wird es „Vir" heißen, und man wird es für einen orthographischen Fehler halten.

Als sie in das Haus Kápor's gelangte, ersuchte sie allsogleich Katicza, diese möge ihr aus der Apotheke ein Fläschchen Schwefelsäure und blaue Alizarintinte bringen; denn mit letzterer war der Geleitschein geschrieben.

Erst als das Mädchen mit dem Verlangten zurückkam, zog sie das Dokument hervor, und bat Kápor und seine Tochter, sie mögen sie allein lassen.

Sie hatte ja die Absicht, ein Dokument zu fälschen! . . .

Ihr ganzer Körper erbebte bei diesem Gedanken. Es wird zwar durch diese Fälschung Niemandem Schaden zugefügt; es ist dies ein pietätsvoller Betrug, der weder Gott noch Menschen beleidigen kann! . . . Aber Betrug bleibt Betrug, Fälschung bleibt Fälschung! . . . Wie, wenn jeder Betrug schon bei seinem Entstehen den Keim des Fluches in sich trägt? . . . Ist die Wahrheit nicht ewig, unüberwindlich? . . .

Und wie, wenn sie durch diese Fälschung den Geleitschein ganz verderben, ganz werthlos machen, oder ganz annulliren möchte? . . . Was ist hier zu beginnen? . . .

Sie ging, von Zweifeln gemartert, im Zimmer auf und ab. Wer sie gesehen haben würde, wie sie die Hände über dem Kopfe ringt, wie sie mit ihrem flehenden Blicke dort Oben Hilfe zu suchen schien, wie ihr Busen ungestüm wogte, dem würde es allsogleich klar geworden sein, daß es kein Mann, sondern ein Weib, ein liebendes, ein verzweifelndes Weib ist . . .

Mit einem plötzlichen Entschlusse entfaltete sie das Papier und legte es so auf den Tisch.

Ihren Lippen entfuhr ein Aufschrei des Jubels, der Ueberraschung, als sie einen Blick auf dasselbe warf.

In der Altersrubrik des Geleitscheines stand es mit großen, dicken Buchstaben geschrieben:

„Vier und zwanzig".

Kolbay hatte es ja gut gewußt, wie alt Béla sei. Sah er ihn doch vor seinen Augen aufwachsen.

Judith fiel auf die Knie, beugte ihr Gesicht über die Platte des Tisches und begann zu weinen, und während des Weinens zu lachen; dann küßte sie das Papier hundertmal, und rief ebenso vielmal den Namen Béla's.

Sie war ein Weib! ganz, ganz ein Weib.

— — — — — — — — — —

Die arme alte Dame stand mit ihrem Schmerze noch am späten Abend an ihrem Fenster und betrachtete mit ihren verweinten Augen die Vorübergehenden.

Da schlich auch, von den Mühen des Tages erschöpft, der alte Major Kolbay vorüber, welcher nach der plötzlichen Wendung des Schicksals aus seiner Höhle kroch und eine Stelle bei der Kommission annahm, nicht um dem erbleichten Glanze der ungarischen Waffen zu spotten, sondern um den Flüchtlingen den Rettungsweg zu bahnen.

Als er an's Fenster der alten Dame gelangte, blieb er auf einen Moment stehen und klopfte mit seinem dürren Finger an die Fenster.

— Gnädige Frau! Merken Sie sich diesen Tag, und erinnern Sie sich eines Tages, was Ihnen heute der alte Kolbay gesagt: „Gnädige Frau, alte Freundin! Ihre Schwiegertochter verdient es, daß Sie ihr, wenn Sie mit ihr zu allererst zusammentreffen — die Hände küssen.“ Ich habe das gesagt. Vergessen Sie es nicht.

Damit ging er weiter, ohne jegliche Erklärung.

Böses Geschick.

Wem ist es nicht schon widerfahren, daß er Jemanden oder Etwas vom Untergange gerettet hat.

Und wenn es auch nur ein dem Ertrinken naher Hund, ein flügellahmer Vogel, ein vom Sturme entwurzelter Baum, oder eine welkende Blume gewesen ist: der kann sich die Freude Judith's vorstellen.

Sie vermochte nicht, den nächsten Tag zu erwarten; noch in derselben Nacht begab sie sich mit Andreas Kápor, der ihr heilig gelobte, sie, wenn es nöthig, selbst an's Ende der Welt zu führen, auf den langen Weg.

Sie mußte ja eilen, um Béla dort anzutreffen, wo sie ihn verließ, ihm das Versprechen abnehmend, daß er sich so lange verbergen werde, bis sie zurückgekehrt.

Der Ort, wo Béla verborgen war, lag in irgend einem vierten oder fünften Komitate; er ist auf keiner Landkarte zu finden, und liegt in

einem Winkel, zu welchem nur ein einziger Weg führt. Derselbe führt auch zurück.

Dort harrt der geborgene Gatte seines treuen Weibes, und zählt sehnsüchtig die Augenblicke, welche ihn von seiner Geliebten trennen. Diese Augenblicke dürfen nicht vermehrt werden.

Andreas Kápor wußte es sehr gut, obwol er nie darnach gefragt, was Judith anstrebe, weshalb sie so große Eile hat?...

Die hastige Verkleidung, das Anschließen an die Besatzung, hatten ihm Alles deutlicher erklärt, als wenn man's ihm mit Worten beigebracht hätte. Der alte Mann billigte es von Herzen. Der gute Gedanke hätte auch Anderen kommen und Mancher der später verbluteten großen Männer hätte gerettet werden können. Doch hatte nicht Jeder derselben eine so aufopfernde Frau, und ein Mann kann das nimmer bewerkstelligen.

Kápor machte daher nie Einwendungen, wenn ihn Judith auch nach der Abenddämmerung noch antrieb, eine Station weiter zu fahren; er sah ja den Weg auch bei der Nacht, und wußte es gut, daß die arme Frau stark Eile habe.

Und doch war das Wetter so schlecht und die Frau so müde. Die Ueberschiffung der Waag während des gräßlichen Sturmes, das Naßwerden während des Schiffbruches, der darauf folgende Tag voller Aufregung und Angst, die ver=

zweiflungsvolle Besorgniß, waren viel zu viel, als was Frauennerven zu ertragen im Stande sind.

Sie war wirklich krank, wollte sich's aber selbst nicht gestehen.

Wenn sie vom Wagen steigen wollte, mußte sie Kápor herabheben. Sie aß während der Reise beinahe gar nichts; trank nur Thee und schwarzen Kaffee, um sich den Schlaf zu verscheuchen.

Das rothbackige, kerngesunde Bauernmädchen, welches Kápor von Pest mit sich geführt, wurde nur zum Schatten dessen, was sie einst gewesen.

Das vorgestrige Gewitter und der Wind, welcher auf dasselbe folgte, hatten die Luft derart abgekühlt, daß der Sommer allsogleich in Herbst umschlug. Man konnte mit Gewißheit voraussetzen, daß, wenn dieser Wind sich legt, welcher die grauen Wolken da oben vor sich hertreibt, es allsogleich schneien werde.

Je höher der Weg gen Norden ging, um so rauher wurde das Wetter, um so blasser die Frau.

Ein einziger Gedanke verlieh ihr Kraft und ließ sie nicht zusammenbrechen.

Das geschieht sehr oft. Das Fieber wüthet schon in allen Adern, die Nerven zittern darunter, aber eine mächtigere Kraft, ein gebietender Gedanke hält die Leiden des Körpers nieder und läßt die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen.

Judith dachte an Béla; Judith eilte zu ihm. Bis dahin darf sie nicht erkranken. Wie wird sie ihn überraschen, wenn sie ihn in dem kleinen Hofe unter der alten Linde, in Gedanken vertieft, sitzend findet, oder ihn in der Nacht von bösen Träumen zu einer schöneren Wirklichkeit erweckt. . . . Wie wird sie ihm die Augen zuhalten, und mit verstellter Stimme fragen: „Rathe, wer es ist.“ Oder wird sie ihn vielleicht auf seinem Spaziergange im Walde treffen, er muß ja täglich meilenweit seiner Judith entgegengehen?! Wie wird sie sich den guten Leuten dankbar erweisen, die ihn verborgen hielten, die die Gefahr muthig theilten, welche seine Anwesenheit ihrem Hause gebracht. . . . Wie werden sie wieder Arm in Arm liegen, Kopf an Kopf gelehnt, das Glück der Wiedervereinigung genießen, und sich nie mehr von einander trennen. Wie wird sie von nun an ihren Gatten mit dem zarten Namen „mein Kind“ rufen. Sie hatte ihm ja das Leben wiedergegeben. . . . Und wie treu wird dieser Gatte ewig an ihr hängen, denn die Gestorbenen, welche auch nach ihrem Tode noch lieben, pflegen nicht flatterhaft zu sein.

Diese süßen Träumereien hielten sie aufrecht, daß sie unter der Wucht der Fahrnisse nicht zusammenbreche.

Kápor wußte es selbst nicht, wo sie reisten Judith gab ihm die Richtung an, bezeichnete die

nächsten Wege, welche zum Ziele führten, und es ging immer rastlos weiter.

Am dritten Tage ihrer mühseligen Reise gelangten sie in ein mit Waldungen dicht bewachsenes Thal. An beiden Seiten des Thales ragten steile Bergrücken empor, auf denen die Buche so riesenhaft wuchs, wie anderswo die Tanne. Die kleine, schmale Wiese des Thales wird von Gebirgsbächen durchschnitten, über welche der holperige Weg bei jeder Krümmung führt; Brücken sind in dieser entlegenen Gegend unbekannt.

Der einzige Fahrweg führt in langen Krümmungen das Thal entlang. Stunden lang findet man keine einzige menschliche Wohnung.

Stellenweise ziehen durch die Bergeinschnitte schmale Wege in das Thal hinab, welche von den durch heftige Regengüsse erzeugten und mit Gerölle angefüllten Rissen kaum zu unterscheiden sind. Auch diese Wege sind jetzt verlassen, nirgends eine Wagenspur zu finden, man wird sie erst im Winter benützen, um mittelst Schlitten Holz herabzuführen.

Die Fahrt dauerte schon seit Mittag bis Abends; immer tiefer und tiefer drangen sie in die Urwildniß, und noch immer zeigte sich keine menschliche Wohnung.

Mittlerweile fing es zu schneien an.

Im Anfang rieselte es wie gefrorner Thau

herab, später wirbelten große Flocken nieder und bedeckten das Grün des Thales mit einem weißen Leichentuche.

Die Brust Judith's schnürte sich in der Einöde zusammen; sie mußte es sich hundertmal denken und wiederholen: „nun sind wir nicht mehr weit, wir werden uns bald wiedersehen“, um nicht durch die Furcht der Einsamkeit erdrückt zu werden.

Kápor schüttelte mit dem Kopfe, schwieg jedoch, um seine Gebieterin nicht zu erschrecken, doch dachte er: wir fahren da an schlechtem Orte; wir müssen uns verirrt haben; ein närrischer Weg das, und der wird auch bald gar sein, und dann?!... Doch er schwieg.

Plötzlich geriethen sie in noch finstereres Dickicht; steile Bergmassen tauchten vor ihnen auf, an denen der schmale Weg gänzlich zu verschwinden schien.

— Fahren wir noch weiter? — frug Kápor sich gegen Judith umwendend.

— Nur weiter, weiter! — mahnte diese mit zitternder Stimme, — wir müssen gleich an Ort und Stelle sein.

Kápor ließ kaum die Pferde ein wenig ausschnauben und jagte weiter.

Plötzlich begann Kápor zu horchen und zog die eiserne Heugabel, die er sich für alle Fälle

mitgenommen, unter dem Sitze hervor und legte sich dieselbe zur Hand.

— Ich höre Hundegebell, — sagte Judith, in die Stille des Abends hinaushorchend. — Nehmen wir d i e Richtung, wir müssen schon nahe sein.

Kápor schüttelte mit dem Kopfe, und, ohne ein Wort zu sprechen, spähte er bald rechts, bald links, als käme ihm Etwas verdächtig vor.

— Beeilen wir uns, mein guter Kápor, das ist Hundegebell, wir müssen einem Dorfe nahe sein.

Kápor schüttelte abermals den Kopf und zog die Zügel seiner Pferde besser an, welche seit einer Zeit die Ohren spitzten und einem jeden Baumstumpfe bedächtig auswichen.

— Nicht wahr, das ist Hundegebell? — frug Judith den schweigsamen Mann?

— Nein, gnädige Frau, das ist nicht Hundegebell, sondern Wolfsgeheul.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sieben graue Bestien aus dem Gestrüppe hervorbrachen und quer über den Weg trabten; man konnte sie einzeln abzählen. Sie verfolgten ein Reh, welches mit ängstlicher Eile durch das Dickicht brach.

Die Wölfe schienen unsere Reisenden gar nicht zu beachten. Im Herbste pflegen sie Menschen selten anzugreifen, nur der Hunger des Winters treibt sie zu dieser Verwegenheit.

Dennoch bleibt es immer gräulich, den Bestien zu solcher Zeit und in solcher Einöde zu begegnen. Die schon in der Ferne im grünen Feuer erglänzenden Augen verrathen nur zu deutlich, daß dies Hunde des Todes sind, die von ihrem Herrn mit lebendem Fleisch gefüttert und warmem Blute getränkt werden . . .

In der traurigen Stille des Waldes konnte man noch lange ihr Geheul vernehmen, bis sie in der Verfolgung in ein anderes Thal einbogen.

Auf Judith's Nerven wirkte diese Szene furchtbar erregend. . . . Wenn sie jetzt hier so elend umkommen müßte! . . . Keine, nicht die geringste Waffe bei der Hand. In jenen Tagen durfte man ja keine bei sich führen, selbst gegen die reißenden, wilden Thiere des Waldes hatte man nur den Stock.

Wenn der hungrige Rudel zurückkehren sollte.

Ihre Glieder erfaßte kalter Schauer.

Kápor trieb seine Pferde zu schnellerem Laufe an; man muß ja doch am Ende selbst auf diesem verzweifelten Wege zu irgend einer menschlichen Wohnung gelangen.

Das Wetter wurde immer rauher, der Schnee fiel immer dichter, kaum konnte man noch den Weg unterscheiden.

Plötzlich gelangten sie in ein breites, flaches

Thal, welches ganz unter Wasser stand, wo sich auch die Spur des Fahrweges verlor.

— Sind Sie durch diesen Morast gefahren, als Sie hier reisten? — frug Kápor, mit der Peitsche auf die Wasserfläche deutend.

— Nein, — erwiderte Judith, — damals war der Weg trocken und staubig, auf dieses Wasser erinnere ich mich nicht.

— Es muß irgend eine Mühlwehr durchgerissen sein und das Wasser hat sich hier gestaut. Es wird schwer gehen, da durchzukommen, aber deshalb in Gottes Namen.

Das Wasser hatte eine leichte Eiskruste, auf welcher hie und da der Schnee stehen blieb. Den Weg konnte man durchaus nicht fühlen.

Plötzlich versenkten sich die Räder in ein tiefes Loch, und die Pferde vermochten den Wagen trotz aller Anstrengung nicht mehr herauszubringen.

— So, jetzt stecken wir da — brummte Kápor im Tone verzweifelter Ueberzeugung.

— Judith schöpfte aus der Gefahr neue Kraft.

— Wir müssen weiter. Versuchen wir den Wagen nach der Seite zu wenden.

— Geht nicht. Da in dem verdammten Loche stecken zwei Steine und haben das Rad

eingezwängt, 's ist noch ein Glück, daß wir nicht umgestürzt sind.

— Was werden wir nun beginnen?

— Wir übernachten hier.

— Das ist unmöglich. Wir können die Nacht hier nicht abwarten.

— Dann bleibt nichts Anderes übrig, als daß ich die Pferde ausspanne und den Wagen hier zurücklasse. Auf eines der Pferde breite ich die beiden Kotzen, die Gnädige setzen sich hinauf, ich führe die Pferde, und so müssen wir doch endlich ein Dorf erreichen.

— Ich bin noch nie auf einem Pferde gesessen, und würde mich fürchten. Tragt mich über das Wasser hinaus, dann werde ich schon zu Fuße weiter kommen.

Kápor gehorchte. Er spannte die Pferde aus und trieb sie vermittelst des Leitseils vor sich her, hob Judith, wie man mit einem Kinde zu thun pflegt, auf den Arm, und watete so bis an's Ufer des Wassers.

Dort bat ihn Judith, er möge sie zur Erde setzen, sie würde schon weiter kommen.

Und doch hatte sie kaum mehr Kraft genug, sich aufrecht zu erhalten.

Wie strengte sie sich zur Eile an, wie wollte sie vorwärts! . . . Der Weg war schlüpfrig, der Schnee fiel auf lehmigen Koth und machte das Gehen doppelt beschwerlich. Judith mußte

sich wiederholt an die mosbedeckten, feuchten Baumstämme anlehnen, um auszuruhen. Einmal mußte sie sich sogar auf einen bemosten Stein niedersetzen, die Müdigkeit schien sie zu erdrücken. Kápor mahnte jedoch, sie möge aufstehen, der Stein sei kalt, sie könne sich leicht eine Krankheit zuziehen. Sie gehorchte und schleppte sich ohne Klage weiter.

Der Weg wollte immer noch kein Ende nehmen. Von Neuem wechselten Wälder, Berge und Thäler, und noch immer keine Spur einer Menschennähe.

Da durchschnitt abermals ein angeschwollener Gebirgsbach den Weg. Kápor mußte Judith abermals auf seine Arme nehmen, um sie hinüber zu tragen. Dann setzte er sie aber nimmer zur Erde.

— Lassen Sie mich hinab, — stammelte Judith mit bebender Stimme.

— Nein, bei Gott, das werde ich nimmer thun, bis wir nicht unter Menschen kommen! — sagte der starrköpfig gewordene Fuhrmann im entschiedenen Tone.

— Ich bin ja nicht müde!

— Ich auch nicht. Kommt es mir doch vor, als trüge ich nur ein Kind auf den Armen.

Judith fing leise zu seufzen an.

Nun ist es aber ganz Nacht geworden, und nur das Schneelicht erleuchtete die Gegend.

Nach langem Marsche gelangten sie in eine runde Lichtung, in deren Mitte stand eine große Buche, die Wiese durchschnitt ein Bach, welcher, zwischen Wildrosengesträuch laufend, einige Kaskaden bildete.

Als Judith den Baum gewahr wurde, rief sie:

— Halten wir, mein Freund!

— Dieser Baum?

— Gibt es Etwas an diesem Baum?

— Ich erinnere mich dieses Baumes. Tragen Sie mich hin.

Kápor that, wie ihm gesagt wurde, und ließ dann Judith von seinen Armen gleiten.

Diese lief stracks auf den Baum los, und ihr Gemüth erheiterte sich plötzlich.

— Ja ja, der ist's. . . . Ich erkenne ihn schon. Hier der Bach mit seinen wilden Rosen, hier der Stein, auf welchem wir mit einander saßen! Bis hieher hatte er mich geleitet, als er von mir Abschied nahm; ich gestattete ihm nicht, weiter zu kommen. . . . Kommen Sie doch her, Kápor. . . . Sehen Sie, sehen Sie diese zwei Buchstaben da in die Baumrinde geschnitten, sie rühren von seiner Hand her. Ein J, und ein B; sehen Sie mal, es bedeutet: J u d i t h und B é l a! O mein Gott! . . .

Und sie bedeckte, vor Freude schluchzend, den letzteren Buchstaben mit ihren Küssen.

Von nun an schien es, als hätte sich ihre Seele durch einen einzigen Gedanken verjüngt, als wäre sie zu frischem, kräftigem Leben wiedergeboren. Sie bedurfte keiner Stütze, keiner Hilfe mehr.

— Nun eilen wir, das Dorf ist hier ganz in der Nähe, kaum auf einen Steinwurf entfernt.

Wäre der Wind nicht gewesen, hätten wir die Abendglocke läuten gehört. . . Nun eilen wir, eilen wir.

Nun schritt sie mit leichten, elastischen Tritten voran, als wäre sie aller Sorgen bar, sie eiferte Kápor und die vor Müdigkeit strauchelnden Pferde zur Eile an.

— Zweihundert Schritte noch und wir sind an Ort und Stelle!

Jetzt konnte man wirklich Hundegebell vernehmen. Es thut so wohl, in öder, einsamer Nacht die Stimme dieses treuen Hausthieres zu vernehmen, jenes einzigen Thieres, bei welchem Freundschaft, Charakter, Muth und Selbstaufopferung — so seltene Tugenden unter den Menschen — alltägliche Gewohnheit sind.

Das Gedächtniß Judith's täuschte sie nicht. Bei der ersten Wendung, welche hinter einem waldigen Hügel in's Freie führte, konnte man das in einem Thale zerstreut liegende Dorf auf kaum hundert Schritte Entfernung erblicken; die

kleinen Schornsteine rauchten, die Fensterchen der zerstreut liegenden Häuser erglänzten in der Nacht gleich Johanniskäferchen.

Judith hielt an und sagte mit vor Freude bebender Stimme zu ihrem Begleiter:

— Hier ist es, hier habe ich ihn verlassen!

Jetzt konnte sie es gestehen; waren sie doch bereits an Ort und Stelle.

Ihr Herz schlug so schnell, ihre Adern klopften so heftig; . . . war es von der großen Freude oder vom heftigen Fieber. . . .

Es ist nicht gut, sich über etwas stark zu freuen.

Das verflossene Jahr hatte es bewiesen: Alles, worüber man sich gefreut hatte, wurde zu Elend und Jammer.

Dieser Gedanke wurde gleich bei den ersten Häusern des Dörfchens im Gehirne Kápor's rege, als er vor einem Zaune zwei eingeschlagene Pfähle gewahrte, zwischen welchen eine schmale hölzerne Tafel hing, an der Spitze einer dieser Pfähle war ein Büschelchen Stroh befestigt.

Auch die junge Frau konnte es gewahren, doch verstehen sich die städtischen Damen auf solche ländliche Symbolik nicht. Wüßte sie, wie Kápor es weiß, was diese Pfähle, diese Tafel, dieses Strohbündel bedeuten, sie würde vor Schreck zusammensinken.

An diesem Brette pflegen die bequartierten Reiter durch Klopfen das Zeichen zum Pferdefüttern zu geben.

Also gibt es wieder Gefahr.

Sie mußten durch das ganze lange Dorf schreiten.

Beim letzten Hause, dessen rückwärtige Fenster sich gegen den Wald öffneten, hielten sie an.

— Hier werden wir bleiben, — sagte Judith leise zu ihrem Begleiter; sie fand leicht die Thüre, welche in die Küche führte.

Sie öffnete dieselbe ohne Geräusch.

Vor dem Herde stand die Hausfrau; am Rande desselben saß eines ihrer Kinder, die zwei anderen spielten auf der Erde; der Mann hockte auf einem niederen Schemel und rebbelte Mais an dem Messer, welches in den Rand des Schemels befestigt war. Sonst war Niemand in der Küche anwesend.

Wo ist Béla?

Als Judith die Küchenthür geöffnet hatte, sahen Mann, Frau und Kinder alle neugierig den Gast an; als aber Judith in das Licht des hell lodernden Herdfeuers trat und das große Tuch, womit ihr Gesicht verhüllt war, auseinanderschlug, da riefen Alle auf einmal: Jesus Maria! . . .

Der Ruf erscholl aber nicht im Tone der freudigen Ueberraschung, sondern in dem des Schreckens.

— Gnädige Frau! — rief das Weib, Judith entgegen eilend. — Sind Sie es?

— Ja, ich bin es, gute Teréz; doch wo ist Béla?

— O barmherziger Gott, in solchem Wetter! . . .

— Das Wetter thut nichts. Wo ist Béla?

— Herr Béla? — wiederholte die Hausfrau verwirrt, und blickte verzweifelnd ihren Gatten an, welcher sich unterdessen von seinem Schemel erhoben hatte und an Judith herantrat.

— Um des barmherzigen Gottes Willen, sagen Sie mir's, wo Béla ist?

Der Mann stählte seinen Muth und antwortete:

— Herr Béla ist nicht hier. Vor zwei Tagen kamen berittene Gensd'armen in's Dorf. Als sie Herr Béla gewahrte, öffnete er eines der in den Wald führenden Fenster, sprang durch dasselbe und floh in den Wald, ohne einen Auftrag zu hinterlassen. Seitdem haben wir nichts von ihm gehört.

So weit hatte die Lebenskraft der armen Frau ausgereicht.

Als sie hörte, daß ihr Mann verschwunden, daß er sich wieder in die von Gefahren wim-

melnde Welt gestürzt, daß Alles, was sie zu seiner Rettung, welche sie nun vollbracht glaubte, zu Nichts geworden; daß sie statt der süßen Umarmung des Wiedersehens in die folternden Arme des Zweifels gerieth ... da stürzte sie plötzlich leblos zusammen. Mehr zu ertragen, ist dem Weibe nicht gegeben.

Die beiden Leichen.

Nun sind sie also beide todt.

Der Eine lebt noch, bewegt sich über der Erde, ist aber dennoch todt, er hat kein Recht an das Leben mehr; er ist ein begrabener Mann. Er muß sich verbergen, schweigen, dulden, wie die Todten, er darf sich nur um Mitternacht auf die Erde wagen, wie die Gespenster.

Die Andere — liegt bereits auf der Bahre.

Die guten Leute, in deren Haus Judith kam, hatten Alles aufgeboten, um Judith in's Leben zurückzurufen; als jedoch bis zum Abend des folgenden Tages jeder Versuch erfolglos blieb, und die starre Blässe des Todes vom Antlitze nicht weichen wollte, da zogen sie ihr Todtenkleider an, ließen einen Sarg anfertigen und die Glocken läuten ... morgen soll sie begraben werden.

Hier ist er also, der alle Räthsel des Lebens löst, der Tod, welcher selbst ein tiefes Räthsel ist,

welches der menschliche Geist noch nicht zu lösen vermochte.

Die Weisen der Materie haben durch ihre chemische Wissenschaft es herausgebracht, daß die Lebenskraft nichts Anderes sei, als ein chemischer Gestaltungsprozeß, und der Tod nichts Anderes ist, als daß eine träge Masse in Fermentation übergeht, wie wenn der Wein zu Essig wird. Eines haben jedoch die Weisen zu erklären vergessen. . . . Wie wird der Essig wieder zu Wein? . . .

Der Umlauf des Blutes stockt bereits, das Herz hat zu schlagen aufgehört, die Nerven gehorchen keinem Willen mehr; die Masse fühlt nichts, ihre Last zieht sie zur Erde hinab, in den Staub, zu den verwandten Atomen; . . . . wie aber, wenn der Tausendste, der Hunderttausendste auch dann noch denkt?! . . . . Sagt es mir, Ihr Weisen der allmächtigen Materie, was es ist, was da d'rinnen noch immer lebt, wenn die Wissenschaft schon längst kein Zeichen mehr des Leben bedingenden chemischen Wirkens an der Materie wahrnimmt? . . . was nicht „Leben", sondern „Seele" ist . . . dessen Sitz Ihr bisher vergebens gesucht; ist er im Herzen, im Gehirn, in der Wärme des Blutes? . . . Hält es sich etwa in der denkenden Stirne, oder im Rückgrat auf? . . . Dieses Etwas, welches auch dann zugegen sein kann, wenn die ganze Staub-

hülle bereits öde und kalt; dieses Etwas, welches auch dann Bewußtsein, Willen, Sehnsucht und Furcht empfindet, wenn es mit dem Organismus des Körpers nichts mehr zu thun hat?!

Erklärt es, wie es kommt, daß ein Leichnam, dessen jeder Blutstropfen bereits zu Eis geworden, es noch zu hören vermag, was man über ihn spricht; was die Todtenweiber sagen: „Welch eine schöne Leiche, wie schön der Myrthenkranz auf ihrer Stirne strahlt?!" Doch fühlt sie das Stechen der Blätter nicht mehr; sie hört es, die Leiche, wie man spricht: „ziehen wir den Trauring von ihrem Finger, damit wir ihn dem Gatten überreichen können, wenn er wiederkehrt." Die Leiche fühlt es aber nicht, wie man ihr den Ring vom Finger zog. Sie hört den Gesang der Todtenwächter, das Todtengeläute der Glocken; das Flüstern der Besucher; sie hört das Knarren der Ringlein, als man die Vorhänge zusammenzieht, damit ihr die Sonne nicht in's Gesicht scheine, doch fühlt sie die Wärme des Sonnenstrahls nicht. . . .

Die Leiche weiß Alles, was gewesen, Alles was noch kommen wird. . .

Sie hat noch so viel Bewußtsein, um auf die Zeit zurückdenken zu können, welche in Tage, in Stunden eingetheilt gewesen; auf die Zeit, wo der helle Tag mit der dunklen Nacht abwechselt; sie vermag an Jenen zu denken, den

sie geliebt, beschützt, und für den sie gestorben ist; sie ist sich bewußt, daß diese Liebe, dieser Schutz mit dem Tode in die Erde versenkt wird, woher kein Auferstehen mehr.

Diese Leiche liebt und fürchtet jetzt noch; nicht etwa, daß sie in ein bretternes Gefängniß verschlossen und in die Tiefe der Erde versenkt wird, daß man eine sechs Schuh hohe Schichte über sie wirft, und sie das allmälig dumpfer werdende Kollern der Erdschollen mit anhören muß; nicht, daß lange, nachdem es grauenhaft öde und stille geworden ist in ihrer langen, dumpfen Nacht, sie noch lange, lange hören muß, wie der Maulwurf an den Brettern ihres Sarges bohrt; . . . sie denkt nicht darauf, daß wenn nach Tagen die Lethargie dem wiederkehrenden Leben weicht und sie zum lebenden Bewußtsein erwacht, sie den Tod bitten wird, um als ewiger Befreier zu kommen.

Nicht derart waren ihre Gedanken.

Sie kämpfte mit Anderem: der Gatte ist fort, er flüchtete sich in die weite Welt, und sie . . . hatte den Brief mitgenommen, der ihm das Leben gerettet hätte. Den Brief wird aber Niemand finden können, denn der ist geborgen, sie hatte ihn ja in ihr Mieder zwischen das Fischbein eingenäht. . . Wer würde ihn dort je finden? Wie könnte er in die Hände des Verfolgten gerathen?

Die Stirne der Leiche war kalt; innerhalb dieser Stirne lebte die Verzweiflung! . .

Erklärt mir Dies, Ihr Weisen der allwissenden Materie! . .

Die Uhr schlug acht; die Leichenbesucher wünschten gute Nacht, und gingen.

Der Hauswirth sagte zu seinen Leuten, sie mögen sich zur Nachtruhe begeben, er werde schon die Todtenwache halten.

Die Hausfrau versprach Wein hineinzusenden, die Nacht sei ja lang, das Gemach kalt, und die Nähe der Leiche mache noch kälter . . . dem Manne war's recht; er ließ die Gattin gewähren.

Die Uhr schlug abermals: „Neun!“ . . .

An der Hausthüre wurde Säbelgeklirr vernehmbar, Tritte näherten sich dem Zimmer; es kam Jemand mit bespornten Stiefeln.

Der Hauswirth redete den Ankömmling an:

— Guten Abend, Herr Wachtmeister. Wir haben eine Leiche.

— Ich sehe es, — sprach eine unbekannte Stimme — wird vermuthlich die Gattin jenes Herrn sein, welcher von hier entwich.

— Ich weiß es nicht . . . habe weder den Herrn, noch die Frau gekannt.

— Sie thun gut daran, wenn Sie so sprechen, — sagte der Wachtmeister — reden wir nicht mehr davon.

— So ist's. Trinken Sie lieber ein Glas Wein.

— Danke. Auf Ihr Wohlsein.

Man hörte das Knarren des Stuhles, als sich der Wachtmeister setzte.

— Ich wußte es wirklich nicht, daß mein Gast ein gefährlicher Mensch sei, — begann der Hauswirth.

— Ein sehr gefährlicher, — betheuerte der Gensd'arm. — Es war gut für ihn, daß er bei Zeiten entsprungen.

— Wäre es schlimm für ihn gewesen, wenn man ihn erwischt hätte?

— Man fahndet sehr nach ihm.

— Wird man ihn auch weiter verfolgen?

— Bis man seiner habhaft wird. Er ist ein Flüchtling erster Klasse.

— Was heißt das: Flüchtling erster Klasse?

— Na, das ist ein Mann, für dessen Kopf ich nicht einen Heller gebe.

— Trinken Sie noch ein Gläschen, Herr Wachtmeister.

— Danke! So ein Gläschen schadet nicht, wenn man bei solchem Wetter den ganzen Tag hindurch im Walde herumstreift.

— Sind Sie schon auf seine Spur gestoßen?

— O ja, die Schweinhirten im Walde haben erzählt, daß sie ihn nach seiner Entweichung

mehrmals gesehen haben, folglich muß er sich in der Nähe aufhalten.

— Würden Sie ihn, wenn er sich vor Ihnen flüchtete, erschießen?

— Dies thäte ich ungern; doch wäre dies für ihn das kleinere Uebel.

— Das kleinere Uebel?

— Ich vermuthe, daß er sich in der Höhle des sogenannten hohlen Steines aufhält; übrigens soll das unter uns bleiben, erzählen Sie es Niemandem.

— Gott bewahre!... Nehmen Sie noch ein Glas, mein Herr Wachtmeister.

— Danke. Ich möchte mich lieber zur Ruhe begeben.

— Wo werden Sie aber diese Nacht schlafen? Wir mußten Ihr Zimmer der Leiche hier einräumen.

— Thut nichts. Ich werde mich auf den Boden begeben, dort schläft es sich so gut im Heu.

— Gute Nacht denn, Herr Wachtmeister.

— Ruhsame, gute Nacht!

— Ich werde sie nicht haben, muß bei der Leiche wachen.

— Eine frostige Unterhaltung das. Ich jage doch lieber dem Manne nach. Morgen beginnt die Hetze auf's Neue. Gott behüte....

Die Todte hörte abermals das Säbel- und

Sporengeklirr, das Knarren der Thüre, als der Wachtmeister hinausging; das Aechzen der hölzernen Treppe, als derselbe auf den Boden stieg, und die Tritte oben auf der Diele des Bodens, das Geräusch, welches der Held verursachte, als er sich in das Heu warf, um zu schlafen... Er wählte sein Nachtlager gerade über dem Haupte der Todten.

Und die Todte hörte dies Alles ganz gut, und mußte mit diesem furchtbaren Bewußtsein da d'rinnen in der starren, kalten Hülle kämpfen.

Die ewige Verdammniß wird in heiligen Büchern als der Zustand des ewigen Heulens und Zähneklapperns geschildert; doch was ist dies gegen die Verzweiflung, welche in einem stummen, unbeweglichen Körper wühlt? In dem schmerzerzeugten Wahnsinne, welcher zum Selbstmorde treibt, gibt es noch etwas Menschliches; der irre Gedanke aber, hinter geschlossenen Lippen eingepfercht mit all' seinen Schreckensbildern in einem leblosen Körper, ist etwas Dämonisches!..

Kein einziges Glied rühren zu können, über keinen einzigen Laut zu gebieten... und dulden da d'rinnen das Toben des gegen den Himmel sich auflehnenden Geistes, welcher seine Eishülle zu zersprengen droht!...

— Man verfolgt ihn, und ich vermag ihm nicht beizustehen... Man verfolgt ihn, und ich vermag nicht zu rufen: haltet ein, schont

ihn, hier ist sein Schutzbrief! ... Mit einem Worte könnte ich sein Leben retten, und bin nicht im Stande, dieses Wort zu sprechen. .. Ich bin ein Leichnam. Und man wird mich lebendig in das Grab versenken. .. Nie werde ich ihn mehr wiedersehen. .. Nie wird er erfahren, was ich für ihn gethan! .. Er wird sterben ... ebenso verzweifelnd und gottverleugnend wie ich! O Mutter, Mutter! .. Wie furchtbar ist Dein Fluch! .. Wie weit reicht Deine kalte Hand! .. Weshalb bin ich Dir nicht auf den Grund des Wassers gefolgt... Jener Tod wäre nicht so schrecklich gewesen, als dieser ... Hier liege ich todt; eine Leiche, und lebe, höre und zittere dennoch. ... O mein Gott, mein Gott! ... Willst Du mir denn nicht mehr beistehen? .. Immer hielt mich der Glaube an Dich aufrecht — und Du verläßt mich jetzt in meiner Sterbestunde? Du lässest es zu, daß ich mit dem Gedanken in eine andere Welt hinübergehe, daß es weder hier noch dort einen Gott gibt? .....

..... Ein dumpfer Fall verscheuchte die lautlose Stille der Nacht, als wäre Jemand durch das Fenster in das Zimmer gesprungen.

Da ertönte der erschrockene Ruf des Todtenwächters:

— Heiligste Dreifaltigkeit! ...

Jemand stürzte zur Todtenbahre hin. ..

Judith hörte, fühlte jedoch die Küsse

nicht, womit ihr Gesicht, ihre Hände bedeckt wurden; sie hörte das Schluchzen, durch welches ihr Name ertönte:

— Judith, meine Judith! . . .

Die Leiche erkannte die Stimme des Gatten. Die Stimme durchzuckte gleich einem galvanischen Strom all' ihre Nerven.

Die Todten fühlen auch Freude.

— Um Gottes Willen; wie konntest Du zurückkehren? — flüsterte der Hauswirth. — Die Gensd'armen sind hier im Hause.

— Ich hatte von den Hirten im Walde erfahren, daß meine Gattin angekommen und hier gestorben sei, — sagte Béla.

Die Leiche hörte diese Worte ganz deutlich, sie klangen ihr aus solcher Nähe in's Ohr, als hätte Béla seinen Kopf an ihr Kopfkissen gelegt.

— Die Arme. Der Himmel hat es so verfügt.

— Der Himmel hat es nicht so verfügt! — fiel der Gatte in wildem Tone ein; — das ist nicht wahr!

— Ruhig! Um des Himmels willen! Du stürzest Dich in's Verderben. Der Gensd'arm schläft da oben, gerade über unseren Köpfen; wenn Du ihn weckest, bist Du verloren. . . . Küsse Deine Gattin und fliehe!

Der Gatte küßte statt jeder Antwort hundertmal Hände und Wangen der Todten, und blieb.

— Herr! .. Freund! .. fliehe, rette Dich! — beschwor ihn der Wirth. — Der Wald ist umzingelt; Deine Höhle ist auch entdeckt, gehe dahin nicht mehr zurück; wende Dich gegen den Norden, dort kannst Du noch durchschlüpfen .. kümmere Dich um die Todte nicht mehr ... Die ist schon glücklich ... sie fühlt nichts mehr.

— Lasse mich in Ruhe. Kümmere Dich nicht um mich. Auch ich bin todt, so oder so .... Was würde mein Leben von nun an sein? ... Doch es ist nicht wahr ... Sie kann nicht todt sein. Sehen denn so die Todten aus? Lächelt so das Gesicht einer Leiche? Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein.

— Gott gäbe es, daß es nicht wahr wäre.

— Hast Du einen Arzt gerufen? Hat er es erlaubt, daß sie begraben werde.

— Er war hier, und hat es erlaubt.

— Ein Narr war er, wenn er's gethan. Er versteht sich auf die Sache nicht. Doch was scheren sich die Leute um das, was nicht ihnen gehört! Sie fühlen ja den Schmerz nicht.

— Aber um Gotteswillen, was willst Du jetzt hier?

— Was ich will? .. Ich will es verhindern, daß sie begraben werde. .. Es möge mit mir geschehen, was da wolle. .. Mich kümmert's nicht. Und wenn man mich in Stücke zerreißt, werde ich, so lange ein einziger Nerv in mir noch lebt,

es doch nimmer zulassen, daß man sie beerdige. Sie lebt.... Siehe, wie ihr Antlitz lächelt!... Nein, nein! Wer sie begraben will,. der muß mich mit ihr begraben

Judith fühlte in sich das Wiedererwachen der Glückseligkeit.

Der Gatte, der treue Geliebte kam, jeder Todesgefahr trotzend, um die Gattin von dem Schrecklichsten aller Schicksale zu retten; — nur Diejenigen, welche so lieben, vermögen zu sagen: „Ich glaube an den Tod nicht! er ist nur ein Schlaf, auf welchem das Erwachen folgt.... Diese kalte Leiche gehört noch mir, und nicht dem Grabe, ich gebe sie nicht her. Möget Ihr mich immerhin einen Narren, einen Wahnsinnigen schelten; aber ich erlaube es nicht, daß man den Sargdeckel über sie schließe, und ich tödte Denjenigen, welcher sie anrührt.

Die Wärme dieser Worte drang durch die eisstarre Hülle der Leiche zur fühlenden Seele.

— Warte! — rief Béla — und Du sollst sehen, daß ich nicht wahnsinnig bin. Judith litt sehr oft an Herzkrämpfen. Da gab es kein anderes Mittel, als daß ich ihr meinen warmen Athem auf den Busen hauchte, und war es von dieser Wärme, oder von der Glut meiner Liebe, das Uebel verschwand allsogleich.... Auch jetzt muß ich sie in's Leben zurückrufen.

Wie süß klangen diese Worte für die ver=

borgene Seele. Judith begann an ihrem Körper ein wohlthuendes Erschlaffen zu fühlen, welches das Bewußtsein der Seele zu betäuben begann; je mehr die Kraft des Denkens schwand, desto mehr erstarkte das Gefühl in ihrem Körper. Nur Einen Gedanken hatte sie noch, oder vielmehr Einen Instinkt, Ein Gefühl, Einen Glauben: „Gott ist überall."

Dann verlor sie völlig das Bewußtsein.

Der Gatte lag wie ein Wahnsinniger an dem marmornen Busen seiner Gattin, und suchte mit seinem heißen Athem die Kälte desselben zu bannen; der andere Mann blickte ihn mit wehmüthig theilnehmenden Blicken an, als wollte er sagen: Welch' vergeblicher Kampf gegen den Tod!...

— Siehe, siehe!... bemerkst Du es nicht, wie sich ihre Wangen röthen?

Der Angeredete schüttelte traurig den Kopf, er konnte nichts wahrnehmen.

— Hole einen Spiegel und halte ihn an ihre Lippen, ob kein Hauch daran zu sehen.

Der Wirth gehorchte, die Fläche des Spiegels trübte sich nicht.

Der Gatte fuhr mit seinem verzweifelten Versuche fort.

— Lasse mich. Unterbreche mich nicht. . . Wenn ich's früher weiter fortgesetzt hätte, wäre

es mir gelungen. . . Ich hatte ja schon den Pulsschlag gehört. . .

Und Béla setzte das wahnsinnige Unternehmen: sein eigenes Leben in die Brust seiner Geliebten einzuhauchen, fort.

— Siehe her! . . Siehst Du es?

— Was?

— Was? Die Schweißperlen hier an ihrer Stirne?

Der Gefragte antwortete, daß er nichts sehe. Flimmerte es ihm doch schon vor den Augen. Diese betäubende Szene, wo eine aufgeregte Seele, weil sie sich in ein bitteres Schicksal nicht fügen will, die Auferstehung eines Todten dem Geschicke abtrotzen will, erfüllte den einfachen Menschen mit Grauen. . . Er zitterte.

Und doch waren die kalten Schweißperlen auf der marmornen Stirne wirklich sichtbar.

— Siehst Du noch immer Nichts? — frug ihn abermals Béla, indem seine Augen in wildem Feuer erglänzten.

— Nein. Ich sehe noch immer Nichts.

In diesem Momente öffnete die Todte ihre großen schwarzen Augen, und heftete den starren Blick auf das Angesicht des Zweiflers.

Dieser fiel, vor Schreck keuchend, in die Kniee. . . . „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“

Die Leiche starrte mit den offenen Augen vor sich hin.

Es war dies aber nicht der Blick des selbstbewußten Lebens, sondern das starre Schauen des Todes, womit er die Lebenden schreckt.

— Siehst Du's, siehst Du's? Sie lebt! — stammelte außer sich der Gatte.

Der andere Mann bedeckte sein Gesicht und zitterte am ganzen Leibe.

Sie lebt nicht, — dachte er; — sie ist ein Gespenst. Und in Wirklichkeit war die Szene darnach angethan, als hätte eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Liebe die Todte in ein Gespenst umgezaubert.

Dies weiße, alabasterne Antlitz, mit diesen zwei schwarzen, starren Augen!

Béla empfand kein Grauen. Er beugte sich über die gespenstische Gestalt und küßte ihre Lippen!

Nach dem Kusse drückte die Leiche die langen, seidenen Augenwimpern zu, und ihr Gesicht begann sich mit einem leichten Roth zu überziehen.

Dann faltete sie die Hände, welche mit einem dünnen Seidenband zusammen gebunden waren, wie zum Gebet.

Béla wies unter krampfhaftem Lachen auf sie; über sein von Verklärung strahlendes Gesicht liefen die hellen Thränen; von seinen Schläfen

träufelte der Schweiß herab ... Das war ein furchtbarer Kampf ... Ein Kampf, wie ihn Jakob nicht mit Gott in der Wüste bestanden! ..

„Gott“ ließ es zu, daß der „Mensch“ Sieger bleibe. ..

Da ergriff der andere Man mit Andacht die Hand Béla's, und führte sie zu seinen Lippen.

— Du hast ein Wunder vollbracht, die wahre Liebe erweckt selbst die Todten ...!

— Rufe Deine, Frau — sprach Béla; — tragt sie aus diesem kalten Zimmer weg, und pflegt sie nach Kräften.

— Wir werden sie schützen, wie ein Geschenk Gottes! ...

— Sende nach dem Arzt! ...

— Ich werde selbst fahren. Meine Pferde sind ausgeruht. Bis zum Morgengrauen bin ich zurück ... Du aber eile und rette Dich. Für Dich ist es nicht gut hier zu weilen.

— Ich werde gehen. Doch mußt Du mir früher bei Gott schwören, daß Du über meine Frau wachen wirst, und sie nie zu begraben erlaubst, wenn sie wie immer todt erscheint, bis ich nicht zurückgekehrt bin. Schwöre mir dies! ...

— Ich schwöre es Dir. Der Gedanke an diese furchtbare Nacht wird mich nie meinen Schwur vergessen lassen ... doch eile, eile! ...

— Noch einen Kuß, Judith!

Und dieser Kuß wollte kein Ende nehmen, er dauerte eine Ewigkeit.

— Eile, eile! . . . der Gensd'arm da über uns ist erwacht; unser Gespräch hat Verdacht erweckt; hörst Du nicht seine knarrenden Tritte, wie er die Stufen herabsteigt . . . O, er steht schon vor der Thür! . . . Eile, eile! . . .

Als der Gensd'arm vor der verschlossenen Thür stehen blieb und an derselben zu klopfen und zu rütteln begann, erst dann flüchtete sich Béla durch's Fenster.

Der Wirth öffnete die Thüre, der Gensd'arm frug verdächtig:

— Wer war hier, wer hat hier gesprochen, was ist geschehen?

— Sehen Sie 'mal. Die Todte ist erwacht . . . Helfen Sie mir den Sarg in's warme Zimmer hinüber tragen . . .

Der rauhe Soldat schien ergriffen; er vergaß, weshalb er herabgestiegen, und half bereitwillig den Sarg in's warme Zimmer hinüber tragen . . .

Nach einer halben Stunde war der Wirth bereits auf dem Wege, um den Arzt zu holen; er hatte jedoch kaum die Hälfte seines Weges zurückgelegt, als er dem Arzt begegnete. Er hielt seinen Wagen an, um ihm den Fall zu erzählen. Der Arzt wußte bereits Alles. Ein junger Mann habe ihn vor Tagesanbruch geweckt und gebeten,

zu eilen. Der Arzt beschrieb, wie der Mann ausgesehen.

Das konnte nur Béla sein. Wie er aber zu Fuß über die steilen Gebirge, einige Stunden früher als der Wirth, welcher mit seinen guten Pferden jagte, dort ankam, das mögen Diejenigen enträthseln, die einst stark geliebt haben.

Als Judith vom starren Todeskampfe zum Leben erwachte, verfiel sie in ein schweres Nervenfieber. Wochenlang litt sie und war stets bewußtlos; als die Krisis vorüber, als sie wieder ihr Bewußtsein, ihre Lebenskraft zurück erlangt hatte, hörte man von Béla nichts mehr im Lande.

Seraphine.

Hundertachtzig Tage sind nach dem Tode Zeleji's verflossen, als Seraphine ihre Hand Fertöy reichte.

Sie that übrigens Alles, was von ihr zu erwarten stand.

Als sie von der Schäßburger Schlacht hörte, und den Tod Robert's in hundertfacher Variation erfuhr, da war sie verzweifelt; sie wollte sich tödten, sie wollte Gift nehmen; vielleicht nahm sie es auch ... wer weiß aber, ob es auch Gift war ... Sie wollte sich auch allsogleich auf den Weg begeben, um ihn aufzusuchen ... aber die Brücke war noch nicht hergestellt.

Wochenlang litt sie, es war ein Jammer sie zu sehen. Am meisten schmerzte es sie, daß er, wenn er noch am Leben, keine Nachricht von sich gab? Und, wenn er gestorben, weshalb er nicht in ihren Träumen erschien, um es sie wissen zu lassen!? (Diesen Wahn mußte sie später arg bereuen.)

Mit der neuen Wendung der Geschichte ist manches Alte wieder neu geworden. Das alte Haus, welches in Ruinen lag, wurde neu aufgebaut, und in den Salons konnte man allmälig die alten Gäste wieder erscheinen sehen; freilich waren es nicht die der jüngstvergangenen Zeiten, sondern noch ältere. Zu ihnen zählte auch Fertöy.

Fertöy war zu jener Zeit ein großer Herr. Was er eigentlich gewesen, kann ich hier nicht bestimmen, da die Geschichte den Namen seiner Herrlichkeit nicht verewigt hat.

Fertöy war ein sehr gerne gesehener Gast im Hause, gerade wie früher. Man hatte es ihm bereits vergessen, daß er, als sich die Familie in den traurigsten Tagen aus der Stadt flüchten wollte, ihr sagen ließ: sie möge sich nur dort „unterhalten“, wo sie es bisher gethan.

Auch Mama Holdváry hat es vergessen, sich verschiedene Sonnenschirmenstiele aus verschiedener großer Männer Knochen verfertigt zu wünschen, im Gegentheil wurde sie zu einer sehr vernünftigen Frau, nur hatte sie noch den einzigen Fehler, daß lieber sie Herrn Fertöy geheiratet hätte, als daß sie ihm ihre Tochter gab.

Dieser letzte Umstand gab zu einer gewissen Spannung zwischen Mutter und Tochter Anlaß, welche aber nur Diejenigen merken konnten, die in die Geschichte eingeweiht waren.

So fiel es Jedem auf, weshalb Mama Holdváry vor Seraphinen stets von Robert spreche? weshalb sie diesen unter Seufzern lobe? weshalb sie jeden Morgen spricht: ich habe von Robert geträumt; Du wirst sehen, wie er auf einmal vor uns stehen wird... O, der arme Robert! Du wirst sehen, daß man ihn wieder in seine alte Charge einsetzt, war er doch ein so tüchtiger Offizier. Tröste Dich Seraphine, tröste Dich.

Wer aber den Schlüssel zu den Familiengeheimnissen hatte, dem mußte es einleuchten, daß alles dies Gerede nur deshalb war, damit Seraphine sich nicht so schnell Witwe glaube.

Seraphine pflegte nie mit ihrer Mutter zu streiten.

An einem schönen Tage kam nun Fertöy mit der niederschmetternden Nachricht, daß er nun Gewisses über Zeleji's Tod wisse. Vermittelst seiner vielfachen Verbindungen sei es ihm gelungen, jene drei Männer ausfindig zu machen, welche Robert auf dem Kampfplatze aufgefunden und begraben hatten. Er wies ihre authentischen Aussagen vor (es waren drei ehrliche sächsische Bürger), aus den Aussagen ging hervor, daß sie seine Taschen genau untersucht und da in der Brieftasche seinen Namen geschrieben fanden. Den Namen hatten sie sich gemerkt, die Brieftasche aber als Lohn ihrer Mühe behalten; auch die

Personsbeschreibung traf zu, und erboten sich die drei Zeugen, wann immer einen Eid zu leisten, was übrigens ganz überflüssig sei. So stehe es außer jedem Zweifel, daß Robert gestorben sei.

..... Daß er todt, unterliegt keinem Zweifel! Von seinem Begräbniß wissen aber nur die Wolken, welche den Rauch des Opfers nicht aufgesogen; und diese werden es Niemandem verrathen.

Der einzige Mann, welcher ihn verbluten, sterben, in Flammen und Rauch aufgehen sah, welcher auf seine Asche weisen könnte, der Dichter und Soldat Pußtafi, ist seit jener ominösen Nacht nicht mehr gesehen worden.

Wo er hingekommen? Ob auch ihn der Sturm des Krieges weggefegt? Ob man ihn während der Flucht in den Wäldern getödtet? .. Ob man ihn vielleicht in eines jener Gräber geworfen, deren Bewohner ungenannt blieben? Ob ihn die Russen gefangen und nach Sibirien geschleppt? ... Ob er auf kürzestem Wege in den Kerker gerieth? Wer konnte das wissen, wer kümmerte sich darum? Er war verschwunden. Wir werden auch vielleicht so lange nichts über ihn erfahren, bis nicht die Zeit kommt, wo wir „gute Nacht wünschen" und die ganze unglaubliche Geschichte schließen.

Trotzdem mußte man der Trauerbotschaft

Glauben schenken, Niemand hatte Ursache, daran zu zweifeln.

Hierauf legte die ganze Familie tiefe Trauer an. Und wie man über den Verlust erschüttert war, ist aus dem einzigen Falle zu beurtheilen, daß Mama Holdváry ihrem Schneider deßhalb kündigte, weil er ungeschickt genug gewesen, die Trauerkleider mit schwarzem Atlasaufputz zu versehen, obgleich er wissen konnte, daß Atlas nur eine Dreivierteltrauer bedeute, während man zur tiefen Trauer Sammtbänder zu nehmen pflegt.

Seraphinen stand der Traueranzug ausgezeichnet. Solch eine provisorische Traurigkeit erhöht den Reiz der vollen, rothen Wangen.

Doch wollen wir nicht ungerecht sein; die schöne Witwe litt wirklich! Sie litt sehr .. Einsam, von Niemandem beobachtet, weinte sie viel, sehr viel. Sie hatte sogar Augenblicke, wo sie sehnlichst zu sterben wünschte, um aus dieser Welt zu kommen, wo sie Niemanden mehr liebte.

Nur sind die Naturen der Krankheiten verschieden. Derselbe Schmerz, welcher bei Einem zum chronischen Uebel wird, bricht bei einem Andern als zehrendes Fieber hervor, nimmt einen lebensgefährlichen Verlauf, erzeugt eine entscheidende Krise ... nach welcher man abermals gesund wird.

Ob man dann ganz genesen kann?

Hierauf mögen die Aerzte antworten.

Erinnert man sich doch eines ausgestopften Eichhörnchens, mit dem man zu spielen pflegte.

Es ist auch möglich, daß Seraphine ihren Gatten Robert wirklich geliebt hatte. Bei Frauen gibt es nichts Unmögliches.

Trotzdem geschah es aber, daß hundertachtzig Tage nach Robert's Tode Seraphine sich mit Fertöy verheiratet hatte.

Es gab Menschen, die sie deßhalb ausrichteten: es sei noch zu Früh gewesen, sie hätte doch genauer dem Tode ihres Gatten nachspüren und abwarten sollen, bis der letzte Schall der Sterbeglocke verklungen, ehe sie die Hochzeitsmusik anstimmen ließ.

Es gab auch genug dreiste Menschen, die sich unterfingen, zu bekriteln, wie man nach Robert einem Manne wie Fertöy, der seinen Gesinnungen nach gerade das Entgegengesetzte des Ersteren gewesen, die Hand bieten konnte! . . . Dies sprach man im Geheimen, nie öffentlich. Wenn Fertöy an der Seite seiner jungen Gattin in glänzender Equipage zur Stadt fuhr, hatte Jedermann ein freundliches Lächeln, einen höflichen Gruß für sie. In kleinen Städten pflegt man Leute, die in Equipagen fahren, hochzuschätzen. Uebrigens war es gut, sich vor Fertöy in Acht zu nehmen.

Die alten, freundschaftlichen Kreise fanden sich wieder zusammen. Die kleine Blum wohnte

wieder in der Festung und war wieder Verpflegsbeamtensfrau. Seraphine besuchte sie oft in Begleitung ihres Gatten oder der Mutter, oder auch allein.

In der Festung gibt es sehr schöne Spaziergänge. Die bombenfesten Kasematten sind weich, mit grünem Rasen bewachsen; an der einen Ecke derselben steht ein kleiner, chinesischer Pavillon, in diesem Pavillon weilten die beiden Freundinnen so gern und plauderten und lachten über die verschiedenen Thorheiten des Tages.

Daran dachte vielleicht Keine von ihnen, daß unter dem schönen, grünen Rasen, in der Tiefe einer Klafter, sich massive Gewölbe befinden, in deren ungeheuer dicken Mauern Schießlöcher angebracht sind, die zugleich als Fenster dienen; daß durch diese Fenster verschiedene Menschen sehnsüchtig nach dem fernen Himmelslichte blicken, daß es diese Menschen sehr gut hören, wenn da oben ein heiteres Lachen erschallt.

Wer schon solche Schießlöcher gesehen, wird sich erinnern, daß diese eine mehr breite als hohe rauchfangähnliche Oeffnung bilden, und in Belagerunszeiten mit schweren Positionsgeschützen bespickt werden. In sonstigen Zeiten pflegen diese Kasematten als Depots für Proviant oder für Staats- und Festungsarrestanten zu dienen, wo man dann die doppelten Eisengitter der Schießlöcher noch mit einem dichten Drahtgeflecht zu versehen pflegt. . . .

Wie erwähnt, promenirte Seraphine mit ihrer Freundin Blum an schönen Frühlingstagen sehr oft über und neben diesen Kasematten. Die wachhabenden Soldaten sprachen dieses Pärchen nicht an, da sie wußten, daß sie zum Hause gehörten.

An einem schönen, sonnigen Nachmittag waren die Damen abermals sehr guter Laune.

Seraphine trug ein kirschrothes Kleid mit einem Dessein von Palmenblättern. Die Blum machte sich über diesen Dessein lustig.

— Die Palme ist halt überall ein Symbol des Sieges. Wolozoff gehört demnach auch nicht mehr zu den Unbesiegbaren! . . .

Wolozoff ist ein neuer Name für unsere Leser. Wir werden mit dem auch bekannt werden.

Seraphine lachte.

— Wenn Wolozoff das Feuer Männern gegenüber mit solcher Tapferkeit aushält, wie dies den Damen gegenüber geschieht, dann weiß ich nicht, wie er zum Wladimir-Orden gekommen?

— Der Fürst scheint sich gänzlich in Ungarn vergessen zu haben, während seine Leute schon längst über Berg und Thal nach Rußland zurück sind.

— Er war vielleicht gar nicht Soldat?

— O ja, und noch dazu ein tapferer; er hat selbst eine Wunde erhalten.

— Während des Rasirens! . . .

— Ei, ei, Seraphine, — drohte die Blum

— es ist kein gutes Zeichen, wenn eine junge Dame einen jungen Mann verleumdet.

— Weshalb?

— Weil dies darauf schließen läßt, daß sie sich gegen ihn vertheidigt.

— Ach, ja!... das ist Fertöy's Sache, sein Weib gegen Männer zu vertheidigen.

— Der wird Dich, liebe Freundin, nicht vertheidigen. Ich sage nicht gegen gewöhnliche Männer etwa, aber wenn ein Fürst im Spiele ist, da hält er es mit den Türken und meint: Bei Gott allein gibt's Schutz.

— Verleumde meinen Gatten nicht; ich ersuche Dich darum, — sagte Seraphine mit jenem schalkhaften Lächeln, welches die Ironie nur deshalb zu verbergen suchte, um sie klarer in's Licht zu stellen. — Du weißt ja, welch zärtliches Verhältniß zwischen uns herrscht.

— O ja, ich weiß es. Ihr pflegt ja sogar zuweilen miteinander zu diniren.

— Glaube mir: er ist ein sehr guter Mann.

— Auch Wolozoff sagt es.

— Wie könnte es Wolozoff sagen, hat er ihn doch nie gesehen.

— Eben deshalb sagt er es.

— Das steht nicht. Er sucht stets meinen Mann, wenn er kommt.

— Und hat das besondere Unglück, ihn nie zu treffen.

— Deine böse Zunge soll diesmal doch nicht Recht haben; so erfahre denn, daß Wolozoff in zwei Tagen abreist.

— Ich weiß es, doch nur bis nach Warschau.

— Was soll das „nur“ bedeuten?

— Das bedeutet, daß er dort leicht aufzufinden ist.

— Durch wen? Du meinst doch nicht durch mich?

— Nein. Ich meine Deinen Gatten.

Seraphine glaubte bereits, die Grenzen des Scherzes erreicht zu haben, und brach in helles Lachen aus.

In diesem Momente gingen sie an einem der Schießlöcher vorüber.

— Siehe 'mal, wie listig diese Gefangenen sind, — sagte die Blum, dem Gespräche eine andere Wendung gebend. — Da steckt schon wieder Einer den Finger durch's Drahtgitter heraus.

Seraphine warf einen flüchtigen Blick auf das bezeichnete Gitter und sah, wie sich dort ein herausgesteckter Finger bewegte.

— Wenn es die Wache bemerkte; — sagte die Blum.

— Was beabsichtigt er hiemit? — frug Seraphine neugierig.

— Es ist ihre Gewohnheit. Habe es oft bemerkt. Mein Mann sagt sie thäten dies des=

halb, um die Leute aufmerksam zu machen, daß dort Staatsgefangene sind.

— Und was nützt ihnen das?

— Nun, es kann barmherzige Seelen geben, die ihnen Papier und Blei, oder einige Guldenzettel durch's Gitter hinein schieben, wenn es die Wache nicht bemerkt.

— Hast Du es vielleicht auch schon gethan?

— Nein. Du weißt, daß das Geld bei mir nicht gerade im Ueberflusse vorhanden ist; mit den Schreibrequisiten könnten sie etwas Kompromittirendes anstellen.

— Ich wüßte nicht, was? Ich gehe hin.

— Thue es nicht, denn wenn es der Festungskommandant erfährt, verbietet er uns das Spazierengehen hier.

— Ich will ihm ja nur einige Gulden geben; wie könnte er dies erfahren?

— Thue es nicht, es könnte uns schaden.

— Wie, wenn es aber ein Bekannter ist, einer vom „vorigen" Frühjahr?!

Die zwei jungen Frauen sahen einander bei diesem Worte an, und die Blum rieth Seraphinen nicht mehr ab. Ein kleines Fünfguldenzettelchen wird dem Armen sehr gut bekommen. Vielleicht ist er Einer von Jenen, der Einer oder der Anderen der Damen einst duftende Bouquets im Werthe von zwanzig Gulden überreichte, und der jetzt von siebzehn Kreuzern leben muß.

Die Damen warteten, bis ihnen die Schildwache den Rücken kehrte.

Dann gingen sie zwei- bis dreimal hinter ihr einher und beobachteten stets, wie sich der Finger deutend bewegte.

Einmal blieb Seraphine zurück, während die Blum ihren Spaziergang hinter der Schildwache fortsetzte, damit dieser das Rauschen der Kleider höre, währenddem sich Seraphine eiligst dem Fenster näherte.

Sie hielt die Banknote zusammengewickelt zwischen den Fingern, um dieselbe schnell durch's Gitter schieben zu können.

Der halb herausgestreckte Finger kam bei Seraphinens Annäherung bis zum dritten Gliede im Vorschein; auf diesem dritten Gliede konnte Seraphine jenen Opalring mit dem natürlichen Kreuze erblicken, den sie bei ihrer Verlobung Robert gegeben hatte.

Seraphine stieß einen furchtbaren Schrei aus und stürzte ohnmächtig zusammen.

(Ende des zweiten Bandes.)

Jókai, Mór,

Andere Zeiten, andere Menschen Roman in vier Bänden

Bd.: 2

Berlin (1869)

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312990-4